BOM13

Redaktionelles Kollektiv
für unkonventionelle Redaktion

Magazin Ausgabe Nr.06 · Mai 2014 · Thema:

Träume

06

Illustration: Ann-Kathrin Radtke

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Editorial

Träume haben wir alle – des nachts mit geschlossenen Lidern oder tagsüber mit weit geöffneten Augen. Die zarten Geschöpfe, die im Kopf Geschichten auslösen, sind so unterschiedlich wie unerklärbar. Das Kollektiv BOM 13 versucht trotzdem, sie greifbar zu machen.

In der sechsten Ausgabe „Träume“ fragen die Autoren, woher eben diese kommen und was sie mit uns machen. Für Geschichten vom Kopfkissen ins Magazin legten sie Zettel und Stift neben das Bett. Eines Chirurgen gleich sezierten sie wissenschaftlich, ob man in Klarträumen das nächtliche Kopfkino steuern kann. Sie erfragten, wie ein Jude seinen Traum von einer religiösen Gemeinschaft auf Kuba lebt. Wie träumt man in australischen Betten? Was hätte John Lennon einem Musikjournalisten in einem traumhaften Interview erzählt? Was sehen Blinde, wenn sie schlafen? Antworten in Form von Reportagen, Lyrischer Prosa und Essays liefert BOM 13.

Inhalt

Editorial	
Bitte nicht einschlafen	*Tjark Worthmann*
Wahllos	*Anonym*
Ein traumhaftes Interview	*Matthias Höllings*
Svens Traum	*Sven Sprengel*
Down Under	*Annica Müllenberg*
Wireless Dreams	*Martin Märtens & Max Vähling*
Ein traumhafter Tag	*Matthias Höllings*
Der Preis dafür	*Gianna Lange*
Ein Comiczeichner in der Traumfabrik	*Max Vähling*
Nichttun	*Yvonne Janetzke*
Ein Cocktail aus Ehrfurcht, Staunen und purer Euphorie	
Interview mit Autor Jens Thiemann	*Tjark Worthmann*
Hannibal Lecter glaubt, ich spinne	*Gianna Lange*
Gesellschaftliche Albträume	*Sven Sprengel & Jörg Obernolte*
Ausflüge ins Traumland	*Franzi Evers und Juliana Weingarten*
Lyrische Prosa	*Sabine van Lessen*
Übermorgen in Israel	*Sylvia Roth*
Traum	*Yvonne Janetzke*
Weißer Elefant	*Sigrun Strangmann*
Zu klein	*Sönke Busch*
Kurzes	*Gianna Lange*
Der Traum von Freiheit	*Martin Märtens*
Gedanken aus der Seifenblase	*Karin Mörtel*
Blind Träumen	*Steffi Urban*
Helfer und Waechter	*Martin-Märtens*
Traumarbeiten	
Ich habe einen Traum	*Frank Schümann*
Impressum & Vitae	

Bitte nicht einschlafen

Auf dem Weg in eine neue Welt

Tjark Worthmann

Foto: Steffi Urban

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Nicht unbedingt in einem hautengen blauroten Kostüm

Fliegen. Einfach und jederzeit in die Lüfte steigen und jeglichen Zwängen und Drängen entfliehen. Schwerelos zur Arbeit gleiten oder vielleicht sogar nur zum nächstgelegenen Bäcker.

Beides jedoch nicht unbedingt in einem hautengen blau-roten Kostüm mit wehendem Umhang …

Bei den Gedanken an einen Klartraum steht allen geistlichen Bemühungen voran eine ganz ungewöhnliche und auch etwas unangenehme Frage, der wir im Alltag gerne ausweichen:

Was erträume ich mir eigentlich?

Reichtum?

Popularität?

Bestätigung?

Bei längerem Nachdenken alles unnötig und oberflächlich. In einem sogenannten luziden Traum ist aber alles möglich. Wir allein sind Herrscher unserer Gedanken und Taten – nicht nur am Tag mit wachem Bewusstsein, sondern auch des Nachts, während wir schlafen.

Schon vor über 5000 Jahren sollen fernöstliche Mönche erste Techniken zur Kontrolle der eigenen Träume entwickelt haben. „Mit erspürbarem Atem in der Mitte der Stirn. Sobald der das Herz erreicht, im Augenblick des Schlafes, hast du Gewalt über die Träume," heißt es in hinduistischen Meditationsschriften. Im achten Jahrhundert schufen Buddhisten eine Art von Yoga, die einzig darauf ausgerichtet ist, Klarträume herbeizuführen. Neun Jahrhunderte später schreibt der englische Philosoph und Dichter Thomas Browne: „In einem anderen Traum kann ich eine ganze Komödie schreiben, sie vor mir sehen, den Witz begreifen und mich bei dieser Vorstellung aus dem Schlaf lachen."

Erstes wissenschaftliches Interesse an Klarträumen weckte die Veröffentlichung „Lucid Dreams" von Celia Green aus dem Jahr 1968. Die Autorin war die Erste, die in ihren Forschungsberichten von einem sogenannten „falschen Erwachen" sprach. Dabei wacht der Träumer auf und merkt erst kurze Zeit später, dass er eigentlich noch träumt. Diese in solchen Momenten erstaunliche Erkenntnis kann schnell zu einem Klartraum führen. Oft aber wachen ungeübte Träumer dann einfach auf und erinnern sich nur irritiert an das gerade erlebte.

Einfach den bekannten Barrieren der Physik und Logik entfliehen

Der Gedanke an eine vollkommene Kontrolle der eigenen Träume faszinierte und fesselte mich von der ersten Minute. Einfach den bekannten Barrieren der Physik und Logik entfliehen. Hat nicht jeder schon mal versucht, im Traum vor einer Gefahr wegzurennen, blieb aber hoffnungslos auf der Stelle kleben und bewegte sich keinen Meter? Warum sollte das nicht auch andersrum möglich sein? Ist der ungewollte Stillstand im Traum oft Ausdruck von Problemen aus der wachen Realität, besteht in einem luzidem Traum die Möglichkeit, unserem Unterbewusstsein deutlich zu machen: Ich hätte übrigens heute Nacht gerne mal Lust aufs Fliegen!

Regisseur der eigenen nächtlichen Ideen sein. Und wo wir schon dabei sind, bitte auch Drehbuchautor, Kameramann, Toningenieur und zuständig für die Requisite. Gestalterisch sind in unserer Traumwelt nur der eigenen Vorstellungskraft Grenzen gesetzt.

Auf dem Weg zu meinem ersten Klartraum begleitete mich das Buch „Klartraum – Wie sie Ihre Träume bewusst steuern können“ von dem Autor Jens Thiemann. Als Erstes ist es dabei wichtig, ein kritisches Nachfragen der Realität zur regelmäßigen Übung zu machen. Diese „Reality-Checks“ sollen dazu dienen, dass sich eine Verhaltensänderung in den nächtlichen Schlaf überträgt und damit zu einer Sensibilisierung des Traum- und Wachzustandes führt. Meine dabei gewählte Methode ist das tiefe Durchatmen bei geschlossenem Mund und Nase. Während normalerweise ein sofortiger Luftmangel eintritt, ist die Atmung im Traum bei gleicher Ausführung nicht gestört. Die Schlafparalyse kappt nämlich für einige Stunden die Verbindung zwischen Gehirn und Körper und erlaubt keinerlei Kontrolle mehr über die eigenen Muskeln. Die plötzliche Erkenntnis, dass ein Atmen doch möglich ist, vereinfacht im Traum dann ein bewusstes Erleben und Steuern der Ereignisse. Außerdem gibt es einen nicht zu vernachlässigenden Vorteil dieser Kontrollart: Es kommt meiner Umwelt nicht merkwürdig vor, wenn ich im Alltag beispielsweise verwundert und fragend auf meine offenen Handflächen blicke und nach ungewöhnlichen Mustern oder zusätzlichen Gliedmaßen suche.

Auch ein Traumjournal hilft bei dem Ziel Klartraum. Denn je bewusster man sich seiner eigenen Träume wird, desto eher kann man auch darauf Einfluss nehmen. Direkt nach dem Aufwachen schreibe ich

„Ihr aber seht und sagt: Warum?
Aber ich träume und sage: Warum nicht?“

George Bernard Shaw

also die nächtlichen Erlebnisse nieder und dokumentiere verrückte Orte und unglaubliche Geschehnisse. Zu schnell verblassen ansonsten die Eindrücke im Kurzzeitgedächtnis unter den morgendlich anstehenden Aufgaben wie Aufstehen, Duschen und Anziehen. Meist reichen schon einige Stichworte, um sich später im Laufe des Tages bei der Rekonstruktion an die abstrusen Situationen im Traum zu erinnern.

Einige Menschen erleben bereits nach einigen Tagen Übung erste Erfolgserlebnisse. Doch bei mir stellte sich auch nach einigen Wochen kein Erfolg ein. Zahllose Male versuchte ich bisher vergeblich durch geschlossenen Mund und Nase zu atmen. Immer in der Hoffnung, frische Luft in meinen Lungenflügeln zu spüren und das Tor zu den eigenen Träumen aufzustoßen.

Es müssen also drastischere Maßnahmen zum Erfolg führen. Die künstliche Herbeiführung einer Schlafparalyse ist eine Möglichkeit. Dabei liegt man so lange komplett regungslos im Bett, bis das Unterbewusstsein annimmt, der Körper befindet sich im Schlafzustand und alle Muskelfunktionen lähmt. Extreme Juckreize oder Speichelproduktion müssen auf dem Weg dorthin ignoriert werden. Kleinste Korrekturen der Liegeposition oder die Bewegung der Augen unter den geschlossenen Lidern sind ebenfalls tabu. Gleichzeitig achte ich darauf, die Gedanken nicht ohne weitere Kontrolle wandern zu lassen. Ein Abdriften in Fantasien führt schnell zu einem ganz normalen Einschlafen.

Nach gefühlt endlosen Stunden legt sich plötzlich eine bisher ungekannte Schwere auf meinen Körper. Tausend Seile scheinen ihn mit voller Kraft aber völlig schmerzlos in die Matratze zu ziehen. Ein leichtes Vibrieren erfasst Armen und Beine. Der Traumzustand steht kurz bevor, doch das Bewusstsein ist noch komplett unter meiner Kontrolle. Ok, soweit so gut. Jetzt nur nichts riskieren und etwa jetzt schon versuchen, die Bilder, Stimmen und Emotionen zu beeinflussen. Ich bin nur ein Passagier, ich bin nur ein Passagier … und ich kann fliegen, ich kann fliegen.

Kurze Zeit später mache ich die Augen auf und liege in meinem Schlafzimmer. Es ist dunkel und nur ein leichter Lichtschein der Straßenlaterne dringt durch die dicken Vorhänge. Ein bekanntes Umfeld, registriere ich mit dem ersten wachen Gedankengang enttäuscht. Wie automatisch mache ich einen kurzen Reality-Check: Tief einatmen bei geschlossenem Mund und zugehaltener Nase. Wie immer in den letzten Wochen. Doch ich spüre Luft in der Lunge. Sekundenbruchteile später spüre ich Gänsehaut am gesamten Körper und Euphorie im Herzen. Endlich scheine ich in meinem ersten bewussten Klartraum angekommen zu sein. Ich schaue auf meine Hände. Sechs Finger und wilde bunte Muster zeigen sich dort auf den Innenflächen. Und das Fliegen ist jetzt nur der Anfang …

Wahllos

Anonym

Anonym

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Wahllos

Anonym

USA, Washington
Die Szene spielt im Weißen Haus.

Es ist Irrsinn, denke ich, meine Knie schlottern, der Puls rast, ich weiß nicht wohin mit mir und wie ich diesem Wahnsinn entfliehen kann.

Ich versuche zu Frau Merkel durchzudringen, um mir Rat und Hilfe bei ihr zu holen. Sie dreht mir den Rücken zu, einer ihrer Vertrauten gibt mir zu verstehen, dass sie nicht gewillt ist mit mir zu sprechen. Verzweifelt versuche ich ihm deutlich zu machen, dass ich nichts an der Situation ändern kann, am liebsten im Boden versinken möchte. Jetzt.Hier.Gleich. An Ort und Stelle.

Er hört mir schon nicht mehr zu.

Ich denke an die selbstsicheren Gesichter amerikanischer Präsidenten - ihr allseits siegessicheres Strahlen, mir wird übel.
Draußen höre ich sie rufen - tausende Menschen die darauf warten, dass ich vor sie trete und zu ihnen spreche - als neue Präsidentin der Vereinigten Staaten.

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Ein traumhaftes Interview mit John Lennon

Matthias Höllings

Fotos: Matthias Höllings

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Warum die Zustimmung zu diesem Interview, wo Du doch offiziell gar nicht mehr am Leben bist?

Warum die Zustimmung zu diesem Interview, wo Du doch offiziell gar nicht mehr am Leben bist?

John Lennon: Das ist ja nun mehr Dein Problem. Abdrucken kannst Du das Interview ruhig, aber glauben tut es Dir sowieso niemand. Für Presseleute ist so etwas wie die Höchststrafe – Du hast die Story Deines Lebens, kannst aber nicht beweisen, dass sie stimmt. Nicht mein Ding. Ich habe mit meinem Tod nicht so große Probleme, wie Du siehst.

Wenn das so ist, müsste dann doch damals 1980 die Schießerei vor dem Dakota-Building in New York reines Theater gewesen sein, oder?

JL: Genau so war es auch. Alles war von Yoko und mir geplant und mit Herrn Chapman abgesprochen. Wir waren uns bei dem durchgeknallten Typen aber nicht sicher, ob er wirklich alles so macht, wie mit uns abgesprochen. Das Treffen vor dem Haus mit dem Autogramm, das ich ihm gegeben habe, sollte nur noch kurz dazu dienen, Uhrzeit und Ablauf der ganzen Aktion abzustimmen. Pech war nur, dass der Paul Goresh da auch noch als Fotograf rumlungerte und Chapman und mich zufällig fotografierte. Daraufhin haben wir den Ablauf noch schnell dahingehend geändert, dass Chapman nach den Schüssen nicht abhaut, sondern stehen bleibt bis man ihn festnimmt. Ich taumelte mit den Worten: „Ich bin angeschossen“ in Richtung Empfangsloge des Dakota und brach dann auf den Stufen der Treppe zusammen. Und ich muss sagen, Chapman hat seine Sache wirklich gut gemacht. Abhauen hätte ihm auch nichts mehr genützt, da er ja vorher mit mir fotografiert worden war. Den hätten sie doch nach einer Fahndung sofort gefasst.

Wieso ausgerechnet dieser Chapman?

JL: Den haben Yoko und ich uns ausgesucht. Der hatte ’ne Macke und wusste das auch selbst. Wie Fans manchmal so sind. Der Typ war aber richtig neben der Spur. Er hat sich ja auch oft eingebildet, dass nicht ich, sondern er selbst John Lennon sei. Das hat ihn dann so fertig gemacht, dass es für ihn zwei von der Sorte gab. Deshalb war er der Meinung, einer müsse weg. Er wollte auch unbedingt wegen seiner Wahnvorstellungen in eine psychische Klinik. Die Chance haben wir dann ergriffen und ihm diesen sensationellen Abgang vorgeschlagen.

Wozu sollte die Ermordung denn gut sein?

Wozu sollte die Ermordung denn gut sein?

JL: Ich hatte einfach die Nase voll – wollte meine Ruhe haben und habe mich deshalb für fünf Jahre als Hausmann zurückgezogen. Funktionierte recht gut. Haushalt und mich um unseren Sohn Sean kümmern. Geschäfte machte Yoko. Aber alle möglichen Leute, besonders Mick Jagger, haben mich geradezu penetrant bedrängt und mir vorgeworfen, ich könne doch nicht einfach so von der Bildfläche verschwinden und mein Dasein als Hausmann fristen – also musste ich meine Abwesenheit im Musikbusiness offizieller machen.

Deshalb gab es keine Beerdigung?

JL: Yoko und ich wollten auf Nummer sicher gehen. Der Plan war, so schnell wie möglich ins Krankenhaus, denn dann ist man aus dem Blickfeld. Außerdem war mir und Yoko eine Beerdigung dann doch zu makaber, obwohl so etwas ja eigentlich meine Art von Humor ist. So sind wir dann auf die Idee mit der Feuerbestattung und der Urne gekommen. Aber selbst zur Abholung ist Yoko dann nicht hingegangen, da sie keine Lust auf Paparazzi hatte. Sie hat sich die Urne dann bringen lassen.

Ja, das hat mir euer persönlicher Assistent Frederik Seaman vor Jahren einmal erzählt. Dass er von Yoko den Auftrag erhalten hätte, die Urne abzuholen. Und als wie blöd er das eigentlich empfunden hatte, seinen ehemaligen Arbeitgeber im Arm zu halten und nach Hause zu bringen.

JL: Das hat Dir Fred erzählt, der Hurensohn. Aber egal, es stimmt, er sollte die Urne abholen. Yoko hat sich ja danach ziemlich mit ihm gezofft, weil er nach Ende seines Arbeitsverhältnisses etliche persönliche Sachen von mir hat mitgehen lassen. Aber wo hast Du den Typen denn getroffen?

Der war mal in Bremen in einer Talkshow und da habe ich ihn abgepasst.

JL: In Bremen? Ist das in Deutschland? Könnte passen. Seaman war, glaube ich auch Deutscher.

Ja, das war bei Radio Bremen, der gleiche TV-Sender, der in den 60er Jahren von euch in London immer die neuesten TV-Clips der Beatles für den Beat-Club bekommen hat.

Ist so ein inszeniertes Attentat nicht beleidigend für Fans, Freunde und Angehörige?

JL: Beat-Club? Ja, daran kann ich mich erinnern. Da waren wir aber nie. Wir hatten immer nur mit Top of the Pops und der BBC zu tun. Deshalb haben wir die Film-Clips ja überhaupt gedreht, weil wir keine Lust hatten, überall hinzufahren.

Ist so ein inszeniertes Attentat nicht beleidigend für Fans, Freunde und Angehörige?

JL: Angehörige habe ich ja direkt nur Yoko und Sohn Sean und die haben die Situation ganz gut gemeistert. Freunde? Paul ist nach dem Attentat zu Hause geblieben und hat nach der Todesmeldung noch nicht einmal einen vernünftigen Kommentar abgegeben. Wahrscheinlich hatte er die ganze Geschichte durchschaut. Der Bursche kennt mich einfach zu gut. Vielleicht hat er sich auch geärgert, dass ich jetzt die ganze Aufmerksamkeit bekomme. Aber ich habe mir gedacht, dass er das abkönnen muss. Schließlich war ich danach raus aus der Nummer und er konnte dann alle Aufmerksamkeit wieder auf sich ziehen. Ist ihm ja auch ganz gut gelungen. Aber manchmal hat er Songs rausgehauen, die gehen gar nicht. Schwer beeindruckt haben mich allerdings seine Ausflüge in die Welt der Klassik. Dafür, dass der Kerl so gut wie keine Noten kann, hat er ein paar richtig gute Kompositionen abgeliefert.

Und was ist mit George und Ringo und den vielen Lennon-Fans?

JL: Ja, ich gebe zu, für George hat mir meine Todesmeldung ein wenig leid getan. Der Junge ist doch immer so „sensibel“ und nimmt sich gleich alles so zu Herzen. Es kam, wie es kommen musste. Aus lauter Panik hat er sich gleich zu Hause eingeigelt, weil er dachte, die legen ihn gleich als Nächsten um. So weit war er von dieser Annahme ja auch nicht entfernt, als in sein Haus eingebrochen wurde und es zu einem Handgemenge kam. Ringo dagegen ist so ziemlich das Gegenteil von George. Auf den kann man immer zählen. Der hat sich sofort in den Flieger gesetzt und ist zum Händchenhalten zu Yoko geflogen. Genauso hatten wir uns das vorgestellt.

Bleiben noch Deine treuen Fans. Die hatten sich so ein Attentat überhaupt nicht vorgestellt, oder?

JL: Für die bin ich aber nicht verantwortlich. Ich will auch mein eigenes Leben leben. Ich war lange genug für sie da. Mehr als mein halbes Leben bis 1980. Jeder hat seine

Warum führen wir denn jetzt dieses Interview?

Das ist doch für die Fans eine Art Rückkehr?

eigenen Träume und Hoffnungen – mehr habe ich nicht zu sagen. Die sollen ihre eigenen Träume verwirklichen. Wenn sie Peru retten wollen, dann sollen sie Peru retten. Machbar ist alles, aber man darf es nicht den Führern überlassen. Keiner soll hoffen, dass Ronald Reagan oder George Bush oder John Lennon oder Yoko Ono oder Jesus Christus kommen und es für sie erledigen. Sie müssen es schon selber tun… Ich kann sie nicht wachrütteln, nur sie selber können es. Ich kann sie nicht heilen, das ist ihre Sache. Sie sollen sich von all dem Unbekannten nicht einschüchtern lassen, denn die Angst davor lässt die Menschen wie wahnsinnig hinter Träumen und Idealen her rennen, stürzt sie in Krieg, Frieden, Liebe und Hass – alles Illusionen. Wenn man das Unbekannte akzeptiert, ist der Weg frei. Alles ist unbekannt. Das ist der erste Schritt zur Erkenntnis. Darum geht es, verstanden?

Ja, aber..!

JL: Nichts aber! Ich habe ja nach dem Attentat auf mich gesehen, was vor dem Dakota Building los war. Sicher, irgendwie hat mich die Anteilnahme der Fans gefreut, aber noch mehr hat es mich erschreckt, dass so viele Menschen mich als eine Art Ideal gesehen haben – mich, ausgerechnet mich. Jetzt haben sie mich nicht mehr und müssen zu neuen Erkenntnissen und Einsichten gelangen.

Warum führen wir denn jetzt dieses Interview? Das ist doch für die Fans eine Art Rückkehr?

JL: Yoko habe ich vor Jahren erzählt, dass wir doch etwas gegen das Buch über mich von Albert Goldman unternehmen müssen, weil ich nicht einsehe, dass jemand mit so einem Haufen Mist so einen Erfolg hat. Wenn ich wirklich tot wäre, würde mich das auch im wahrsten Sinne des Wortes kalt lassen.

Stimmen denn Goldmans Behauptungen nicht?

JL: Im Großen und Ganzen, wenn es um die Basisdaten geht. Aber die Schlussfolgerungen, die Goldman aus den Begebenheiten zieht, sind wirklich totaler Blödsinn. Das ist jetzt zwar alles schon wieder Jahre her, aber es ärgert mich immer noch.

Zum Beispiel?

JL: Dass ich eine Affäre mit unserem damaligen Manager Brian Epstein gehabt haben soll. Lächerlich. Ich war zwar mit Brian 1963 auf einen Kurzurlaub in Barcelona, aber diese Reise diente eigentlich nur dazu, ihn unter Kontrolle zu bekommen. Schließlich bestimmte er unser Leben und unsere Karriere. Da ich damals der Bandleader war, wollte ich unbedingt wissen, was Brian für ein Mensch war, und in welchen Situationen er mir gefährlich werden konnte. Sicher wusste ich, dass er schwul war, aber das ist ja nicht ansteckend, oder? Ich habe Brian den Gefallen getan und bin mitgefahren. Es stimmt wohl aus heutiger Sicht, dass ich ihm damit in den Arsch gekrochen bin, aber nur sprichwörtlich, sonst habe ich ihm keinen Gefallen getan.

Goldman war aber doch nicht der Erste, der behauptet hat, Lennon hätte was mit Epstein gehabt.

JL: Das ist eine uralte Geschichte, die nicht dadurch wahrer wird, dass man sie nach 25 Jahren wieder rauskramt. Auch Bandleader Tom Robinson, der 78 einen Hit mit „Glad To Be Gay“ hatte, behauptete damals, dass ich das Stück „You've Got To Hide Your Love Away“ 1965 für Brian Epstein geschrieben hätte. Auch absoluter Blödsinn, kann ich da nur sagen. Ein paar Jahre später wurde ich von den Herausgebern eines amerikanischen Buches zur Schwulenbefreiung unter anderen Prominenten aufgefordert, einen Beitrag zu schreiben. Damals habe ich folgendermaßen geantwortet. „Why make it so sad to be gay? Doing your thing is okay. Our body's our own, so leave us alone. And play with yourself today.” Mehr habe ich auch heute nicht zu diesem Thema zu sagen.

Goldman hat damals in seinem Buch doch nichts wirklich Neues geschrieben, warum hatte er dann so einen Erfolg?

JL: Weil man mit Dreck bessere Schlagzeilen machen kann, müsstest Du doch wissen, Du hast doch mit der Presse zu tun. Typisch Goldman war doch, immer erst zu warten, so auch bei Elvis, bis sich seine Opfer nicht mehr wehren können. Der hat sich einfach meinen Lebenslauf genommen und dann alles Negative aneinander gereiht. Aber das allein ist ja noch nicht verwerflich, bedenklich wird es erst, wenn er anfängt zu kombinieren

Warum denn diese Aufregung nach so langer Zeit?

und idiotische Schlüsse daraus zu ziehen. Als Paul McCartney Anfang der 80er in Tokio wegen Rauschgiftbesitzes zehn Tage ins Gefängnis musste und nicht mehr auftreten durfte, zog Goldman daraus den Schluss: Paul * Rauschgift * Japan * Tokio * Yoko Ono * Rache. Also hat Yoko Paul in den Knast gebracht. Das ich nicht lache.

Warum denn diese Aufregung nach so langer Zeit? Das Buch gibt es doch gar nicht mehr?

JL: Ich finde die Art und Weise einfach unfair. Da ich offiziell ja nicht mehr lebe, konnte ich Goldman leider auch keinen Ärger machen, aber dafür habe ich mir dann mit Yoko ein paar Sachen einfallen lassen, um das Lennon-Bild wieder etwas gerade zu rücken.

Was war das genau?

JL: Wir mussten das natürlich damals so kurz nach dem Attentat alles ein wenig geschickt verpacken. Angefangen hat es schon mit dem Plattencover und meiner blutverschmierten Brille. Das haben die Fans Yoko alle sehr übel genommen, aber ich fand, dass das eine tolle Idee war. Das hatte auch eine Menge mit Yokos Fluxus-Kunst zu tun. Richtig musikalisch habe ich nach 1980 erst wieder zugelangt, als mein erster Sohn Julian 1984 seine LP „Valotte“ herausbrachte. Da hat doch nun wirklich jeder gestaunt, dass der Junge genauso singt wie sein Alter, oder? Doch weiter nachgedacht hat darüber niemand. Julian kann natürlich nicht so singen wie ich, das hätte man dann spätestens bei seiner zweiten LP merken müssen. Danach ist ja auch folgerichtig von ihm nicht mehr viel gekommen. Man darf so etwas auch nicht überstrapazieren. Julian wusste natürlich, dass ich nicht wirklich weg bin. Das war auch der Grund, dass gerade er es auch bei Yoko mit seinem offiziellen Erbe als erster Sohn nicht so eilig hatte. Die Presse hat es allerdings umgedreht, dass Yoko ihm sein Erbe nicht auszahlen wollte, was für ein Quatsch. Wir wollten erst einmal die Platte von ihm abwarten und dann war immer noch genug Zeit.

Hat eigentlich der Titel „Cloud 9“ auf der Harrison-LP irgendeine Bedeutung?

JL: An der LP war ich natürlich beteiligt. Das Wort Cloud sollte auf meine LP „Imagine“ hinweisen, bei der auch Wolken abgebildet sind und ich in den Himmel blicke. Ich liege da am Boden, bin also noch da. Die

Also alles Anzeichen dafür, dass Lennon lebt?

Zahl „9“ ist ein Hinweis auf das Stück „No. 9“ vom weißen Doppelalbum der Beatles und steht generell für meine Späße und Verrücktheiten.

Also alles Anzeichen dafür, dass Lennon lebt?

JL: Das kann man so sehen. Es gab und gibt noch direktere Anzeichen. Yoko hat mehr als einmal in Interviews gesagt: „John ist immer bei mir“. Deutlicher geht’s doch gar nicht, oder? Aber jeder hört nur das heraus, was er hören will und sich vorstellen kann. Das heißt ja nicht, dass Yoko ständig mit meiner Urne in der Wohnung herumläuft. So hat sie das nicht gemeint. Ach, bei Urne fällt mir unser Sekretär Frederik Seaman wieder ein, mit dem Du angeblich geredet hast. Dann will ich Dich mal testen. Hat der Dir auch erzählt, wo er mit der Urne geblieben ist?

Ja, das hat er mir erzählt. Er sei damals zurück vom Krematorium gekommen und habe Yoko in der Küche des Appartements im Dakota-Building gefragt, wo er mit der Urne bleiben soll und Yoko habe nach kurzem Zögern geantwortet: „Ins Schlafzimmer unter das Bett“. Da habe er sie dann auch tatsächlich abgestellt.

JL: Unglaublich, was der Typ Dir alles erzählt hat, aber die Geschichte stimmt, denn sie hat noch in keiner Zeitung gestanden. Hättest Du nicht eine Story daraus machen können?

Schon, aber wahrscheinlich hätte ich Ärger mit Yoko bekommen.

Gibt es denn noch weitere Anzeichen für Deine Fans für ein Leben nach dem Tod?

JL: Nimm zum Beispiel die Sache mit dem Stern in Los Angeles auf dem Hollywood Boulevard, auf dem ich damals meinen verdienten Stern mit der Nummer 1877 bekommen habe. Damals betonte man bei der Zeremonie, dass zum ersten Mal ein Verstorbener so eine Ehrung bekommen hätte. Das ist natürlich Quatsch. So eine Änderung der Statuten für die Vergabe würden die Organisatoren nie zulassen. Aber die Presse hat’s geglaubt.

Anderes Beispiel: Beim Musical „The Ballad Of John And Yoko“, das, glaube ich, 1990 am Broadway Premiere hatte, wurde Yoko auch unterstellt, dass die Stücke gar nicht von mir seien. Yoko hat aber noch so viele Songs von mir, das reicht noch für Jahrzehnte. Ich kann mich da ganz entspannt zurücklegen.

Wie lange soll der da denn noch schmoren?

Entspannt zurücklegen kann sich Dein Mörder Mr. Chapman in seiner Zelle ja nicht. Wie lange soll der da denn noch schmoren?

JL: Ja, für ihn ist die ganze Geschichte ein bisschen blöd gelaufen. Die Fans in der ganzen Welt waren dermaßen sauer auf ihn und sind es nach Jahrzehnten immer noch, dass eine Freilassung wohl unweigerlich sein Todesurteil wäre. Schizophren, oder?

Yokos Anwalt, Peter Shukat, hatte ja 2010 noch der „New York Daily News“ berichtet, dass Yoko erneut einen Brief an die Kommission für Haftentlassungen geschrieben hat.

JL. Stimmt, damals hat Yoko sich dahingehend geäußert, dass eine Freilassung ein Albtraum würde, das Chaos und die Verwirrung zurückbringt und das sich keiner von unserer Familie für den Rest seines Lebens sicher fühlen würde.

Und jetzt fühlst Du Dich sicher?

JL: Absolut. Ich kann in der Gegend ’rumfahren und keiner erkennt mich. Ich kann Musik machen und keiner kritisiert mich. Ich kann Interviews geben und keiner glaubt, dass sie stattgefunden haben. Yoko kann immer noch über mich erzählen und keiner glaubt ihr. Meine Abhörakte vom FBI ist geschlossen. NSA interessiert mich nicht. Ist doch alles prima!

Und wo hältst Du Dich auf? In einer der Wohnungen im Dakota-Building in New York?

JL: Ich bin unterwegs. Meistens mit einem Schiff.

John Lennon als Schiffer oder Skipper? Das glaubt doch kein Mensch.

JL: Eben deshalb. Bis 1980 habe ich mein Geld für alles Mögliche ausgegeben, nur eine Segeljacht hatte ich noch nicht. Vor dem geplanten Theater vor dem Dakota-Haus mit Chapman habe ich mir die Jacht „Isis“ mit einer fünfköpfigen Crew zugelegt, um damit zu den Bermudas zu segeln. Aber wir hatten Pech, als wir von Newport, Rhode Island, los segelten, bekamen wir raue See und die Mannschaft wurde der Reihe nach seekrank. Da musste ich dann das Steuer übernehmen. Ich wollte eigentlich nur der Passagier sein, aber da die Crew krank war, musste ich alles selbst machen. Es war wirklich hart, das Küchengeschirr flog überall herum und die Wellen schlugen über das Boot. Ich habe mich auf der 19 Meter langen „Isis“ wie ein richtiger Kapitän von der Sorte gefühlt, wie sie früher in Liverpool herumgelaufen sind. Um mir Mut zu machen, habe ich mir selbst Lieder vorgesungen. Hauptsächlich Beatles-Oldies wie „Strawberry Fields“, „It’s Getting Better“ oder „Please, Please Me“. Und wir sind tatsächlich heil auf den Bermudas angekommen.

Nach so einer Tour müsste man dann doch von der Seefahrerei endgültig kuriert sein?

JL: Für mich war das eine tolle Erfahrung, alles alleine geschafft zu haben. Auf den Bermudas habe ich dann den Entschluss gefasst, die nächsten Jahre hauptsächlich auf einem Schiff zu verbringen und mir die Welt anzugucken. Wer weiß, vielleicht werde ich ja auch noch einmal ein bekannter englischer Seefahrer, so wie Käpten Cook, der ist auch jahrelang in der Gegend herumgeschippert und keiner wusste, wo er eigentlich steckt.

Nach so einer Tour müsste man dann doch von der Seefahrerei endgültig kuriert sein?

Den Mr. Cook haben sie dann aber auf Hawaii erschlagen.

JL: Ja, das war Pech für ihn. Kann mir aber nicht passieren, mich haben sie ja angeblich in New York bereits erschossen – und was hat es genutzt? Damals habe ich gesagt: „Mit 40 fängt das eigentliche Leben erst an.“ Hat mir auch wieder keiner geglaubt. Ich habe noch viel vor. Lassen wir es dabei. Wir sollten das Interview an dieser Stelle erst einmal beenden, oder?

Wenn es nach mir geht, nicht. Ich habe noch so viele Fragen. Gibt es eine zweite Chance?

JL: Neben „Give peace a chance“ verdient auch jeder eine zweite Chance und Du bist mir ja schon dicht auf den Fersen. Sagt Dir der Titel: „Take Me To The Land Of Hell“ etwas?

Ja, ist das nicht die neue CD von Yoko, auf der Dein zweiter Sohn Sean alles selber spielt: elektrische und akustische Gitarre, Klavier, Synthesizer, Bass, Schlagzeug und Percussion.

JL: Da träumst Du von. Glaubst Du das nach unserem Gespräch wirklich? Höre Dir die CD mal ein paar Mal hintereinander an, dann erfährst Du auch wieder etwas über mich. Jetzt ist aber erst einmal Schluss mit Träumen. Ich muss los. Ich werde in der nächsten Zeit mit einem neuen Schiff und einer neuen Crew im Mittelmeer unterwegs sein. Wenn was ist, rufe Yoko an, ihr kennt Euch ja, oder merke Dir folgende Koordinaten einer kleinen alten Pirateninsel: 38° 9’ 59“ N und 0° 28’ 27“ W. So wie Du im Moment drauf bist, wirst Du mich dort irgendwann finden. Du musst nur Geduld haben und merk Dir die Zahl No. 9.

„Unsere Träume können wir erst dann verwirklichen, wenn wir uns entschließen, einmal daraus zu erwachen.“

Josephine Baker

Sven’s Traum

Sven Sprengel

„Ich hatte einen Traum. Ich saß auf dem Klo und alle Türen bis zum öffentlichen Flur waren offen, sodass ich von den Arbeitskollegen beobachtet hätte werden können. Es tat aber keiner. Bin ich meinen Kollegen gegenüber zu offen und mache mich dadurch angreifbar?“

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Bed-Time-Stories: down under

Viele Jahre träumte ich von Australien. Vor wenigen Monaten ließ ich es nicht mehr auf nächtliche Fiktionen ankommen: Ich wollte endlich wissen, wie es sich in Australien träumt.

Zehn Wochen lang fuhr ich Tausende Kilometer an der Ostküste entlang bis Tasmanien, von dort ins Outback und zum Great Barrier Reef.

Ich schlief in Dutzenden Betten. Sie waren weich, dreckig, hart, lakenreich, eng, kurz, unbequem, groß, herrschaftlich und ärmlich.

Annica Müllenberg

Schlafort: Hostel in Sydney

Nachdem ich eine schlaflose Nacht in einer fensterlosen Sechs-Bett-Folterkammer verbracht habe, flüchte ich einige Straßen weiter und finde neben dem Hauptbahnhof ein Hostel mit einem hellen Acht-Bett-Zimmer. Vom Etagenbett blicke ich zum Glockenturm des Bahnhofs, der ein bisschen wie Big Ben aussieht. Der Gedanke an das riesige Fenster lässt mich in einen wohligen, tiefen Schlaf fallen. Erholsam ist er nicht. Im Traum bin ich arbeitslos und werde von meinem ehemaligen Chef angeheuert. Ein schaler Geschmack der Erinnerung kriecht in mir hoch, ich spüre erneut das Gefühl, das ich jeden Morgen beim Betreten des Fahrstuhls und beim Einschalten des Computers hatte. Es ist die zweite Nacht in Folge, in der ich mich diesen Büroepisoden stellen muss. Wieso gerade jetzt, im Urlaub? Mit einer Präzision, die an Folter grenzt, kramt mein Gehirn alle Empfindungen dieser Zeit hervor. Am nächsten Morgen stelle ich erleichtert fest, dass ich nur geträumt habe. Neben meinem Kissen liegt eine Postkarte. Eine meiner Zimmergenossinnen hat mir einen Abschiedsgruß hinterlassen: „Du erinnerst mich an Katherine Heigl, die Hollywood-Schauspielerin. Du solltest unbedingt die Bikinis probieren, die meine Tochter entwirft. Du würdest wunderbar in ihnen aussehen.“ Ein traumhafter Morgenkuss, der aber mein Problem nicht löst. Was muss ich tun, um nachts nicht mehr im Büro zu landen? Per Mail konsultiere ich einen Freund: Er rät mir zu Drogen.

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Schlummerort: National Gallery of Victoria in Melbourne

Ich mache es den drei Touristen nach und strecke mich auf dem Boden der klimatisierten Halle aus. Eigentlich hätte man beim Betrachten der verzierten Glasdecke nicht wegnicken sollen, doch die 35 Grad Außentemperatur sitzt mir in den Gliedern und nach einem heißen Tag in den Straßen Melbournes wirkt auch Kunst nicht wie Koffein.

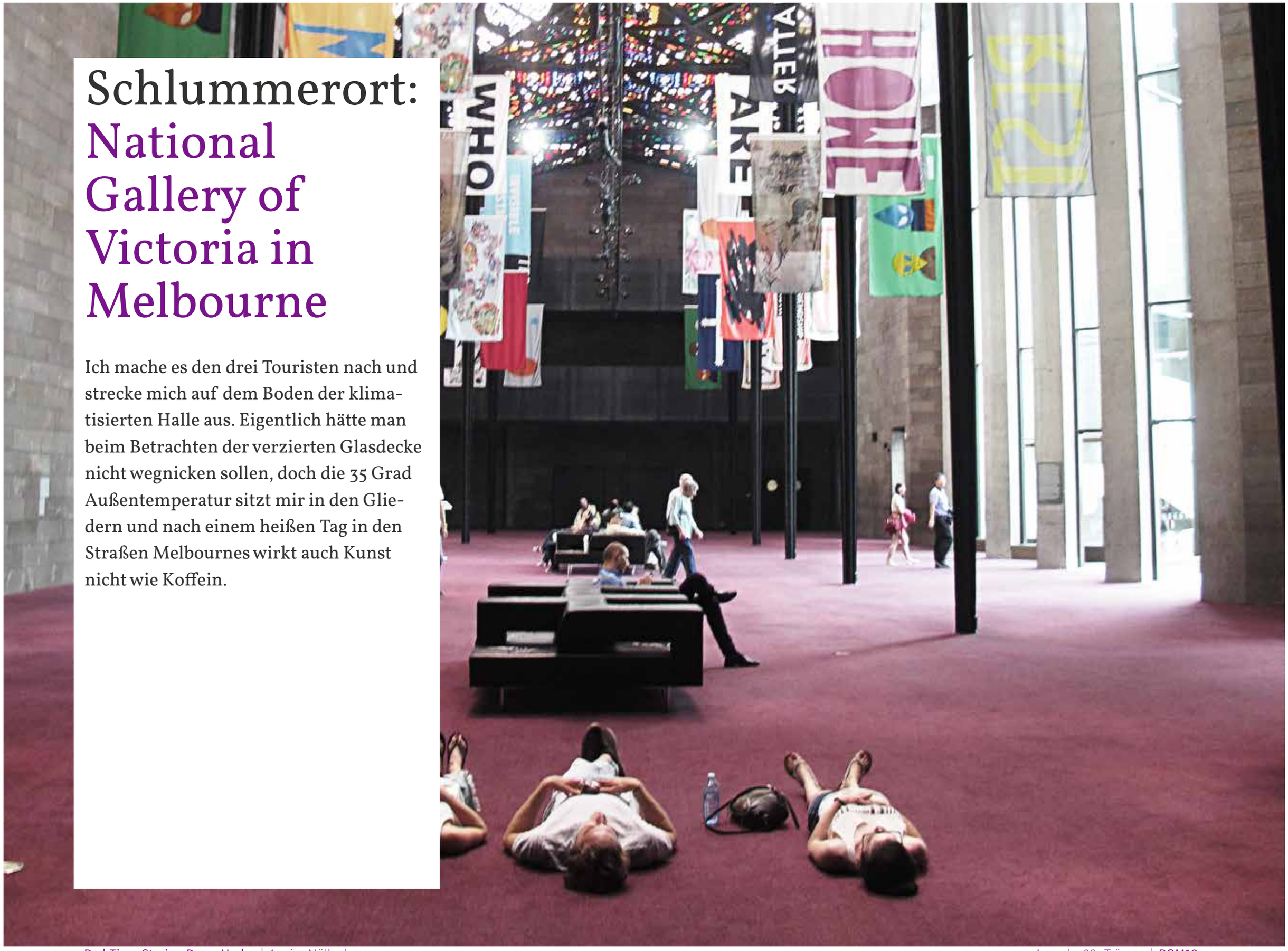


Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Dartmouth Rd, Mitta Mitta, in der Nähe von Albury, New South Wales

Ich fühle mich wie die Königin der Backpacker – ich habe ein Zimmer für mich allein, mit Veranda und Fenstern und bezahle nichts dafür. Na gut, ich arbeite ein wenig im parkartigen Garten der Familie. Nach vielen Nächten in Mehrbettzimmern freue ich mich auf meine erste Nacht komplett allein. Ich habe vor, extra früh ins Bett zu gehen. Ich will mich quasi vorbereiten auf den schönsten aller Träume. Ich öffne die Verandatür, schiele auf die in Tausenden Sternen funkelnde Milchstraße, schlage das in Australien mit mehreren Laken und Kuverts versehene Betttuch zurück, schüttele alle vier Kissen auf und lasse mich hinein sinken. Kurz bevor ich das Licht löschen will, fällt mein Blick in eine Ecke. Eine handgroße Spinne mit dicken Beinen hat sich dort zusammengerollt.
Aus. Vorbei. Albtraum komme über mich. Nach einer schlaflosen Phase schrecke ich während dieser Nacht immer wieder schwer atmend auf, glaube Insekten an meinen Beinen und auf dem Gesicht zu spüren. Mit rasendem Puls taste ich jedes Mal zum Lichtschalter, um zu checken, ob die Spinne noch an diesem Fleck ist – sie ist und bleibt es auch. Am nächsten Morgen steht fest, sie ist tot.

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Hobart, Tasmania

Dachkammer mit einer Geheimtür in ein Kinderzimmer (die hätte ruhig geheim bleiben können, jedenfalls für die Kinder). Als ich die Dachkammer mit dem kleinen Bett sehe, kann ich mich noch nicht entscheiden, ob sie Glück oder Unglück bedeutet. Zwar darf ich allein schlafen, weil ich angeboten habe, der Familie im Haushalt zu helfen, allerdings hatten die Eltern mir die sechsköpfige Kinderschar verschwiegen. In den nächsten Nächten sinke ich nach vielen Wäschebergen, Pausenbrotzubereitungen und Gute-Nacht-Geschichten schon gegen 22 Uhr in eine todesähnliche Ohnmacht – bleischwer und komplett traum- und bewegungslos. Sobald ich mich hinlege, erwache ich wieder. Die Socke noch in der Hand, die ich eigentlich noch ausziehen wollte. In die Stille des Komas mischt sich morgens gegen 6 Uhr langsam das viel zu laute Flüstern dreier Kinder und zwingt mich wieder zu Bewusstsein. Wie eine Bataillon kleiner Nägel prasseln die Keyboardtastentöne in meinen Kopf. So geht das acht Tage lang: Die „Geheimtür“ wird knarzend geöffnet und herein kommen vermeintlich leise Wesen, die hechelnd neben meinem Bett harren und glauben, ich würde es nicht merken. Das Resultat: Acht schwarze Nachtepisoden, die sich anfühlen, als hätte ich nur eine Augenbinde getragen und mich für zwei Minuten hingelegt. Einmal werde ich wach und schnelle mit dem Kopf nach oben, genau gegen die Schräge – neben den psychischen spüre ich nun noch echte Schmerzen.

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Greyhoundbus von Adelaide nach Alice Springs

Für 20 Stunden habe ich zwei Sitze für mich allein.

Der beste Busschlaf meines Lebens: Auf dem halben Quadratmeterchen lässt es sich hervorragend schnurren. Ungefähr fünf Stunden schlafe ich durch und sehe vor meinem geistigen Auge mich und meine Schwester lebensnah durch Wälder schreiten. Ewig. Lange und endend. Ich erwache, schaue in eine rötliche Wüstenlandschaft und habe das Gefühl, eine reale Begebenheit erlebt zu haben. Es war die Art von Traum, die auch nach dem Öffnen der Augen noch zu sehen ist, sich in den Gedanken festsetzt und doch ausgeträumt ist.

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Wüste im Outback

Als ich meinen Schlafsack auf der Matratze ausrolle ist es schon stockfinster. Die Hitze des Tages hat sich verflüchtigt, die Fliegen auch. Bei angenehmen 25 Grad liege ich auf dem Boden und starre in den Himmel. Scheinbar nur wenige Meter über mir, die Milchstraße. Innerhalb von einer Stunde fallen drei Sterne vom Himmel. Dann schlafe ich ein. Die Drillinge erscheinen mir im Schlaf, ich zucke zusammen und reiße die Augen auf. Eigentlich ist es ganz gemütlich auf der Matratze. Ich nestele mich in eine noch bequemere Pose, falle ins Traumland und spüre ganz deutlich eine Armada von Kleintieren über mich laufen. Panik, Angst, Ekel. Ich schnelle hoch und reiße den Schlafsack von mir. Da ist nichts – vielleicht war es nur ein Traum.

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Airlie Beach, Hostel mit Balkon

Ich habe wieder Pech, bin die Letzte und muss mich im Acht-Bett-Zimmer mit dem Oberbett begnügen. Dabei hatte ich zuerst ein unteres ergattert. Leider war das im falschen Zimmer – versehentlich hatte mich die Dame an der Rezeption im Männer-Raum einquartiert. Man bemerkte den Fehler und befreite mich aus dem Moloch aus Käsefußgeruch, nassen Handtüchern und Surfbrettern. Der Tennisspieler aus Frankreich und der Halb-Grieche mit australischen Wurzeln fanden es schade, ich auch ein wenig, wir hatten schon nett geplauscht. Aber der Geruch hätte mich um den Schlaf gebracht. Müde entspanne ich mich auf den frisch bezogenen Laken. Sobald die Tiefschlafphase überschritten ist, erscheinen mir die Drillinge erneut im Schlaf. Dieses Mal sind es meine eigenen. Ich habe nicht gemerkt, dass ich schwanger war, wurde ins Krankenhaus eingeliefert, aufgeschnitten und heraus holte man drei Kinder im Wolfspelz. Sie bissen sich untereinander weg und an mir fest. Ich merke, wie ich anfange meine Lippen zu bewegen, versuche Worte zu formen, aber Töne kommen nicht aus meinem Mund. Ich muss versucht haben, um Hilfe zu schreien. Gott sei Dank entlässt mich mein Unterbewusstsein aus diesem Gefängnis aus Horrorvisionen. Allerlei Krempel in meinem Bett hat Abdrücke an Beinen und am Bauch hinterlassen. Auf Gürtelschnallen, Schlüsseln und Zahnbürsten sollte niemand nächtigen.

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Noosa, Party-Hostel, 16-Mixed-Dorm

Ich stelle mich auf eine unruhige Nacht ein. Zwar habe ich mir in dem Unterbett eine kleine private Höhle eingerichtet, bei 16 Menschen, die kommen und gehen, erwarte ich dennoch nicht viel Ruhe. Es wird die erholsamste Nacht werden. Gegen 2 Uhr mache ich es mir in meiner Koje gemütlich. Es sind erst ungefähr sechs der 16 Schlafkandidaten anwesend. Als ich wegschlummere startet sofort das Kopfkino: Ich sehe meinen Bruder, wie er mit seinem Kumpel die Sandinsel Fraser Island unsicher macht. Sie haben Rucksäcke voller Bier, machen sich über die Jeep-Fahrer lustig und trampen laut singend am Strand entlang. Da ist das Urlaubsgefühl, auf das ich so lange gewartet habe. Beschwingt erwache ich, stelle fest, dass niemand schnarcht und das die Tür gnädigerweise offen gelassen wurde. Zwei Männer und eine Frau sind bereits im Begriff zu gehen. Erstaunlicherweise mal ohne Tütengeknister und ratschende Reißverschlüsse.

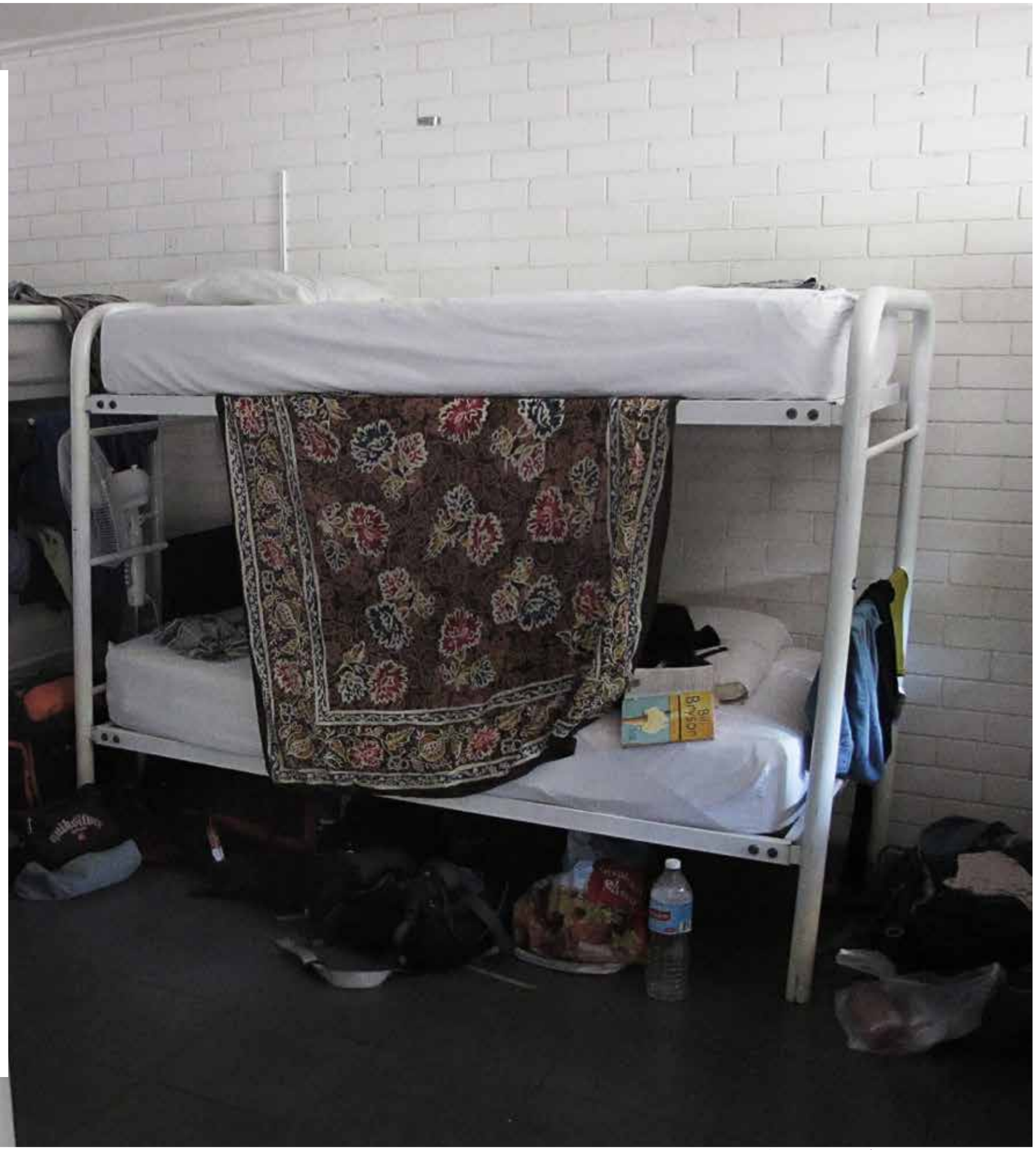


Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Brisbane, WG mit drei Frauen und einem Mann aus Bhutan

Die Menschen aus dem kleinsten Königreich der Welt sind einfach zu nett. Sie lächeln immerfort und natürlich sind Gäste immer willkommen – auch wenn der Vermieter das nicht wissen soll. „Lass uns noch kurz hier verstecken, bis er weg ist“, sagt Phuntsho zu mir und drückt mich im strömenden Regen in eine Ecke. „Nein, es ist kein Problem, du kannst gerne bei uns bleiben.“ Strahlendes Lächeln. In der ersten Nacht wird mir eine Matratze im Wohnzimmer angeboten. Eigentlich sitzen die vier dort und essen – man liebt es bodennah in dem Mini-Staat. Eingekuschelt in eine Kinderdecke ringele ich mich unter dem Fernseher zusammen. Leider sind mir in dieser Nacht keine Träume vergönnt. Durch das Fenster spritzt Regen und an der Decke huschen zwei Geckos entlang. Die zweite Nacht ist besser, da die eine Frau arbeiten muss, darf ich in ihrem Bett schlafen und das Zimmer mit ihrer Tochter teilen. Sie spielt mir ein paar Lieder auf der Gitarre vor, zu denen ich geflissentlich wegnicke.

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

WD – Wireless Dreams

Trash-Fiction
Eine Fortsetzungsgeschichte

Martin Märtens

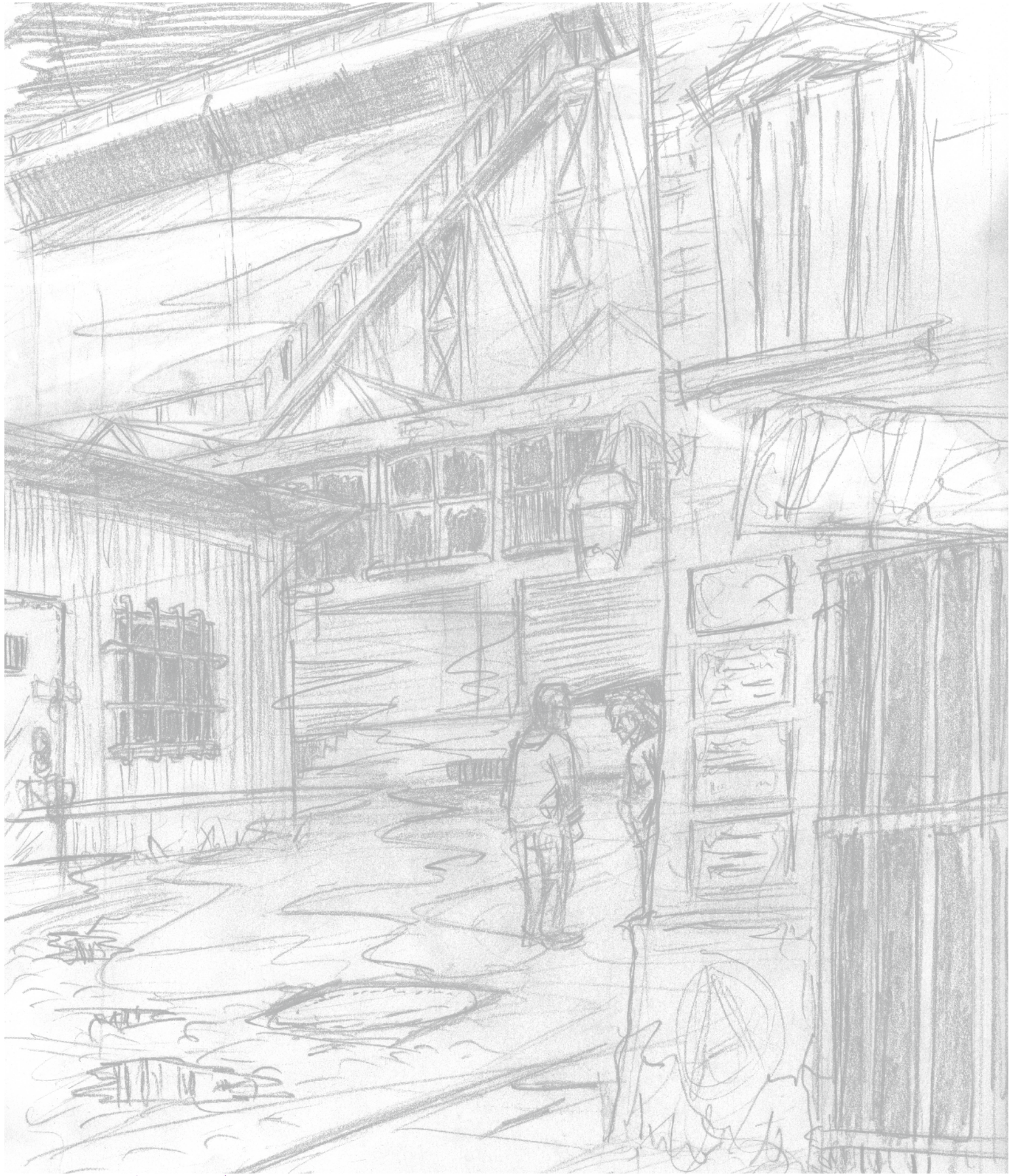
Illustrationen: Max Vähling

Traum-Pusher

Der Himmel über dem Hafen ist nicht zu erkennen, oder schwarz, oder grau. Von der Wasserseite wird der Smog selbst an diesem Ort der Stadt hereingedrückt und breitet sich wabernd in Schichten über dem Wasser und den Docks aus. Noch vor 30 Jahren hatte man versucht, an dieser Stelle einen neuen Ortsteil zu schaffen. Mondäne Bauten sollten zahlungskräftige Bürger ans Wasser locken, dort, wo während der 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts noch Seeleute aus der ganzen Welt an Land gegangen waren. Wo Syphilis, Tripper und Sackratten so verbreitet waren wie Verluste im Spielkasino und wo die Mädchen aus dem benachbarten Arbeiterwohnviertel schnelles Geld verdienten. Der Versuch, diese Gegend mit einer Mischung aus neuer Bourgeoisie, Kreativwirtschaft, Studenten und Kultur zu beleben, war elendig gescheitert. Die Angst vor dem Wasser zu groß – und wer wollte schon auf eine 80 Meter hohe Mauer aus Stahlbeton gucken?

Manio stört das alles wenig. Der Wohnraum ist günstig und der Schutz vor dem Wasser wohl nirgendwo offensichtlicher. Außerdem kann man hier noch immer schnelles Geld verdienen. Denn wo früher Alkohol und Huren auf der Wunschliste der Landgänger ganz oben standen, beginnt jetzt

Gestaltung: www.ire-bremen.de



die Suche nach den Träumen. Möglichst schnell verfügbar. Kabellos.

„Hast du was zum Klinken?“
„Ist momentan schwierig, Mann. An was hattest du denn gedacht?“
„Ich brauch `ne Frau. Blond wäre cool. Oder `ne Asiatin. Eigentlich egal, Hauptsache versaut. Und dann noch `nen Trip für zwei bis drei Stunden.“
„Okay, ich guck mal, was ich machen kann, ich kann dir aber nichts versprechen. Es sind schwierige Zeiten gerade. Selbst wenn es klappt, wird's nicht gerade billig.“
„Jaja, passt schon. Komm' mir nur nicht mit dem Sub-Scheiß. Ich habe keinen Bock auf eine Abhängigkeit oder `ne Infektion.“
„Sei einfach in einer Stunde wieder hier, ich will sehen, was sich machen lässt.“

Manio ist bekannt bei den Seeleuten, wenn man sie so überhaupt noch zu bezeichnen vermag. Er kann fast alles besorgen, was sich auf einen Mini-Mikrochip packen lässt. Und obwohl erst 22 Jahre alt, hat er als Kind dieser Stadt bereits einiges erlebt und gute Beziehungen zu den Sub-Progs, den Untergrund-Programmierern, die den Müll der großen Konzerne wieder aufbereiten. Nicht ganz ungefährlich, schließlich ist das Ganze höchst illegal. Es interessiert

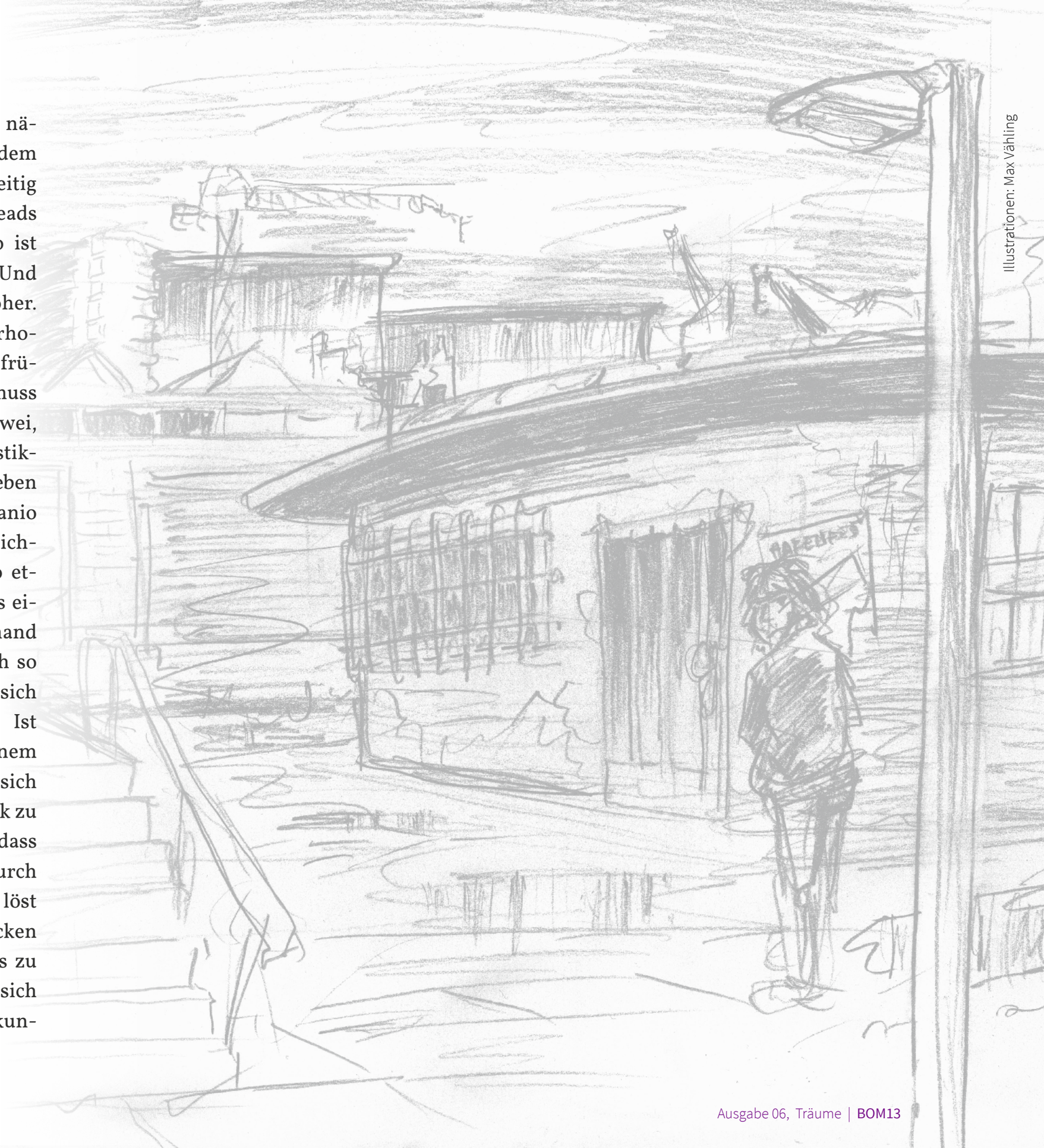
Illustrationen: Max Vähling

aber letztendlich niemanden – das gesamte Hafengebiet ist eine Art anarchistische Zone. An Polizei oder gar Zoll überhaupt nicht zu denken. Die Großkonzerne herrschen hier. Und natürlich könnten sie mit ihren konzerneigenen Sicherheitstruppen den Chip-Handel rund um die Docks verhindern. Aus irgendeinem Grund schienen und scheinen sie sich aber nicht dafür zu interessieren. Und auch der Diebstahl der aufgebrauchten Chips kümmert sie eher peripher – was Manio nur recht sein kann. Er weiß wo die Dinger entsorgt werden und kann sie zugleich, nachdem sie in den Untergrund-Laboren wieder „veredelt" worden sind, auch an den Mann beziehungsweise die Frau bringen. Er ist einer der mehreren Dutzend Traum-Pusher der Docks, bekannt für seine Zuverlässigkeit. So hat er sich über die vergangenen neun Jahre einen festen Kundenstamm aufgebaut. Zunächst mit synthetisch hergestelltem Alkohol sowie Halluzinogenen jeder Art. Seit gut einem Jahr setzt er nur noch auf die Chips. Sie sind klein und gut zu verstecken – auch wenn man das eigentlich gar nicht muss. Höchstens um sie vor der Konkurrenz zu schützen. Die Mikros sichern ein für seine Verhältnisse gutes Einkommen. Zudem kann er so bequem seine eigene Abhängigkeit finanzieren. Bis zu drei Chips braucht er mittlerweile am Tag. Leichte Dosierung. Nur zum Runterkommen.

Manio geht nur einige Meter und betritt einen heruntergekommenen Schuppen. Das Wasser, das von der Decke tropft, bildet kleine Pfützen, deren oberflächliche Schlieren in dunklem Blau und Grün glitzerten, zumindest, wenn mal etwas Licht auf sie fällt. Gang-Graffiti zieren die Wände. „Wir ficken euch alle", „Euer Konsum kotzt mich an" oder „Freies Netz für freie Bürger" lauten die Parolen. „Was für Spackos", denkt Manio und quittiert die Schriftzüge nur mit einem Kopfschütteln. Als ob es irgendjemand interessieren würde, was ein paar Freaks, auch noch verborgen vor den Augen der Öffentlichkeit, auf irgendwelche Wände kritzeln. Er geht bis zu einer Art Abfluss, dessen Gitter sich trotz Rost und Erosionen recht leicht öffnen lässt. Wahrscheinlich ein Vorgang, der sich mehrmals am Tag wiederholt. Manio fördert im Handumdrehen zwei Plastiktüten hervor und öffnet die größere der beiden. Mehrere kleinere Tüten sind darin verborgen. Alle in unterschiedlichen Farben. „Ordnung ist das halbe Leben", nuschelt er über seine Lippen und muss dabei an seinen Großvater denken. Der alte Mann hatte ihn viel gelehrt, seine Fantastereien über die alte Zeit und Tage, an denen bis zu zwölf Stunden die Sonne geschienen haben soll, faszinieren Manio bis heute. Die Menschen, egal ob arm oder reich, haben laut der Erzählungen damals – zumindest mehr oder weniger – zusammengelebt. Sie sollen sogar teilweise im selben Supermarkt eingekauft haben…
Ein Geräusch lässt Manio aus seinem Tagtraum aufschrecken. Mist, er hatte sich nicht abgesichert. War er verfolgt worden? Ruckzuck verschwinden beiden Tüten unter seinem Parka. Er steht fast regungslos da und lauscht. Nur das Zittern seiner angsterfüllten Knie erzeugt im Inneren seines Körpers so etwas wie ein Schwingen. Die Zeit scheint still zu stehen. Blob. Er hört einen Tropfen die Schlieren auf der nächstliegenden Pfütze zerteilen. Seine rechte Hand wandert zum Halfter mit der Vollautomatik. Wenn jetzt jemand um die Ecke käme, würde er ohne zu zögern schießen. Zumindest ist das seine Hoffnung. Tatsächlich schießen musste er noch nie, doch in letzter Zeit trieben sich komische Figuren an den Docks herum. Seine Blase meldet sich, anscheinend von den zittrigen Knien alarmiert und fleht förmlich um eine Entleerung. Nicht jetzt. Via Sensorschalter entsichert er die Waffe, seinen Soul-Saver, wie er die Pistole selbst bezeichnet. Da,

Illustrationen: Max Vähling

wieder dieses Geräusch. Ein bisschen näher. Lautlos gleitet der Soul-Saver aus dem Halfter in die Hand und fast gleichzeitig in den Anschlag. Eine Locke seiner Dreads hängt über dem linken Auge. Manio ist mucksmäuschenstill. Das ist es wieder. Und wieder. Es wird lauter, die Frequenz höher. Ein erster Tropfen landet in der Unterhose. Er zielt auf den Durchgang, in dem früher mal eine Doppeltür gewesen sein muss und schätzt: „Noch drei Meter, noch zwei, noch einer, jetzt … Eine Halbliter-Plastikflasche rollt vom leichten Wind getrieben am Eingang vorbei. Danach: Stille. Manio atmet durch, macht sich aber auch gleichzeitig Sorgen. Normalerweise wird so etwas sofort entsorgt. Schließlich gibt es einige Cent-Kredite dafür und nur jemand mit richtig viel Geld würde sie einfach so wegschmeißen. Und warum kümmert sich jetzt noch immer niemand darum? Ist das alles nur ein Trick, um ihn aus seinem Versteck zu locken? Und jetzt meldet sich auch noch seine Buchse im Rückenmark zu Wort. Er kratzt sich, obwohl er weiß, dass er das eigentlich nicht darf, merkt durch seinen Pulli wie sich ein Stück Borke löst und eine sämige Flüssigkeit seinen Rücken herunter fließt. Noch immer ist nichts zu hören. Dann so etwas wie Schritte, die sich entfernen – aber verdammt leise. Sekun-



Illustrationen: Max Vähling

Illustrationen: Max Vähling

den später streiten sich ein paar Penner um die Plastikflasche. Manio packt sein ganzes Zeug ein und verschwindet. Zeit, sich ein anderes Versteck für seine Träume zu suchen.

„Und, hast du was Feines für Papa besorgen können?“
Hektisch dreht sich Manio um, irgendwie hat er gerade permanent das Gefühl, einen Schatten zu spüren, der nicht zu ihm gehört. Nichts und niemand ist zu sehen. Die Buchse juckt und schmerzt gleichzeitig, außerdem beginnt er leicht zu klappern – in der ganzen Aufregung hat er seine eigene Dosis ganz vergessen.
„Ey Mann, ob du etwas besorgen konntest?“
„Häh? Äh ja, klar. `Ne Frau und `nen Trip. Macht zusammen 60 Euro-Dollar“.
„60? Letztes Mal habe ich dafür noch 20 Kreds weniger bezahlt“.
„Du sagst es, aber das war beim letzten Mal. Nimm es oder lass es. Kannst dir ja auch woanders `nen Traum besorgen, wenn du Bock auf ein eitriges Ekzem hast.“
„Okay, gib schon her den Scheiss.“
Manio holt zwei Mini-Mikro-Chips aus seiner Manteltasche, beide einzeln in kleine Plastiktütchen verpackt. „Der grüne ist die Frau.“ Bevor die Chips den Besitzer wechseln, hält er seinem Gegenüber noch ein fünf mal sechs Zentimeter breites und einen Zentimeter hohes Lesegerät hin. „Bitte einmal die Karte einführen, die Nummer eingeben und dann bestätigen, der Herr.“
„Gibt es denn gar kein Vertrauen mehr in dieser Welt?“
„Bestätigen!“
„Ist ja gut.“

Ebenso schnell, wie er es hervorgeholt hatte, verschwindet das Lesegerät wieder in seiner Manteltasche. Die Tütchen wechseln den Besitzer. „Schöne Träume, und lass dich bald mal wieder sehen“, gibt Manio noch mit auf den Weg. Doch sein „Geschäftspartner“ hat sich längst auf den Weg gemacht und ist schon einige Meter entfernt. Was ihn nicht daran hindert, als Abschiedsgruß den Stinkefinger in die Höhe zu recken.
Manio kann sich ein Grinsen nicht verkneifen. Bis sich sein Rückenmark meldet und er sich schnellstmöglich auf den Weg in seine Bude macht. Die Tür wird verriegelt, beide Tüten landen auf dem grünen Sofa, das er von seinem Vormieter „geerbt“ hat. Eigentlich bräuchte er sofort was, geht dennoch erst einmal ins Bad. Das T-Shirt ist leicht angeklebt. Mit Desinfektionsmitteln versucht er, die Wunde um die Buchse zu reinigen. „Scheiße“, entfährt es ihm, als die entzündete Stelle zu brennen beginnt. Er geht zurück zum Sofa, öffnet die kleinere der beiden Tüten, entnimmt einen Chip und führt ihn zur Buchse. Sein Rückenmark scheint den Micro-Mini förmlich einzuschlürfen. Er spürt ein Klicken, lehnt sich zurück und ist weggetreten. Die Augenlider fangen an zu flattern. Der Puls wird ruhiger, ein Glücksgefühl durchströmt den Körper, alles scheint plötzlich gut zu sein. Das Licht ist weiß, wird rosa, bläulich, dann grün. Eine Wiese und sein Großvater erscheinen. Sein rechter Arm fehlt. Eigentlich fehlte ihm der linke, dieser miese kleine … Dann taucht Manio völlig ab. Er sitzt auf einer Parkbank. Neben ihm sein Opa. Vögel zwitschern und ein Bach fließt vor ihren Füßen. Sie angeln. Sein Großvater erzählt ihm die Geschichte, wie er seine Frau auf einer Kirmes kennengelernt hat, wie groß ihre Liebe war und wie glücklich das Paar, als Manios Mutter geboren wurde. Die Sonne steht strahlend hell am Himmel, nur ein paar Wolken ziehen vorbei und im Hintergrund lassen Kinder ihre Drachen steigen. Direkt neben ihrer Parkbank grast derweil ein Löwe.

Illustrationen: Max Vähling

Ende.

Illustrationen: Max Vähling

„Eines Tages wird man offiziell zugeben müssen, dass das, was wir Wirklichkeit getauft haben, eine noch größere Illusion ist als die Welt des Traumes.“

Salvador Dali

Ein traum-
hafter Tag

Matthias Höllings

Foto: Matthias Höllings

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Heute ist wieder so ein traumhafter Tag, an dem ich denke, es könnte mein Tag werden.

Wahrscheinlich habe ich wieder tolle Geschichten geträumt, kann mich beim Aufwachen aber nicht mehr daran erinnern. Aber wo sind die Träume denn geblieben? Werden die mit dem Aufwachen sofort von der Festplatte gelöscht? Ein Augenaufschlag und weg ist der Traum? Und wenn das so ist, welches Auge löscht denn beim Öffnen? Links oder rechts? Ich bin von Hause aus Linkshänder. Hat das irgendeinen Einfluss? Man sagte diesen Linken ja gerne nach, dass da im Gehirn im Vergleich zu den Rechtshändern irgendetwas durcheinander läuft, oder so. Bei meinem PC wird nicht beim Öffnen sondern höchstens beim Schließen gelöscht.

Wenn aber meine Träume mit dem Aufwachen gar nicht verschwinden, sind sie ja noch irgendwo, ich kann mich nur nicht erinnern. Dann wäre ich ja wach und die Traumstory läuft weiter, oder? Dann ist alles, was ich jetzt wahrnehme, der Rest von dem Traum, an den ich mich nicht erinnern kann. Ist das jetzt eher dem Begriff „Alzheimer“ oder eher dem Begriff „Genie“ zuzuordnen?

Ich träume also während ich wach bin. Das erklärt natürlich vieles. Neben mir liegt dann meine Traumfrau. Wer wäre das dann, wenn ich mich an alles erinnern könnte? Ich bin dann ihr Traummann und wir leben in unserem Traumhaus, oder wem gehört die Hütte? Ich ziehe die Vorhänge auf und sehe bei Traumwetter in unseren Traumgarten. Was für ein schöner Morgen mit grünem Rasen, bunten Blumen, noch wenig Verkehrslärm. Die Vögel in den Bäumen jubilieren, tirilieren und freuen sich, dass es endlich wieder hell wird.

Was machen die Vögel eigentlich nachts? Träumen die auch? Legen die sich dabei schlafen? Vielleicht auch auf die Seite? So eine Art Löffelstellung? Und was ist jetzt eigentlich genau mit vögeln gemeint? Auf jeden Fall sitzen die Piepmätze singend auf unserem Grundstück und gehen ihren Gartenträumen nach.

Bei mir geht der Tag dann mit einem traumhaft weichen Frotteehandtuch an den Start und wird mit einem Traumfrühstück eröffnet. Meine Traumfrau hat es mal wieder eilig, sucht sich schnell ihr traumhaftes Outfit zusammen, hechtet sofort in die Küche zu ihrem Kaffee, den sie mit den Worten: „Na, das ist ja ein Traum am frühen Mor-

gen“ kommentiert, schnappt sich dann ihre Sachen und fährt mit ihrem Traumauto davon.

Auf dem Frühstückstisch liegt für mich noch als dezenter Hinweis ein Reisekatalog mit einem Traumschiff auf der Titelseite. „Da träumst Du von“, denke ich so vor mich hin und stelle mir gerade so eine Traumreise zu einer Trauminsel mit meiner Traumfrau vor. Da würde ich dann am menschenleeren Strand sitzen und denken, dass ich träume.

Ich verlasse das Haus und hänge meinen Träumen nach, da ich den Weg bis zum Bahnhof durch das kleine Wäldchen traumwandlerisch ohne zu überlegen durchschreite.

Dem Zug fällt aber im Traum nicht ein, auch wirklich dann zu kommen, wenn er soll. Das kenne ich aus Träumen, dass etwas in Bewegung ist, aber nicht von der Stelle kommt. Der Zug fährt also quasi stehend in meine Richtung, kommt aber nicht an. Traumversunken überbrücke ich die Wartezeit mit einem erneuten Versuch, mich an den Traum in meiner Schlafphase zu erinnern und überlege, ob es nicht auch sein könnte, nachts gar nicht geschlafen zu haben. Stattdessen hätte ich die letzte Nacht komplett wach neben meiner Traumfrau gelegen und hätte geträumt, dass ich träume. So etwas kann man aber niemanden erzählen, oder? Vielleicht einem Psychiater, der sich mit Traumdeutungen auskennt? Das würde aber erklären, warum ich nach dem Aufwachen, was es ja dann nicht wäre, immer gleich schon so müde bin, als hätte ich noch gar nicht geschlafen.

Der Zug kommt, ich steige ein und werde zu meinem Traumziel des Tages gebracht. Ins Büro. Dort bin ich dann von traumhaften Kollegen umzingelt, die mir von ihren Schwierigkeiten in ihrem Traumjob erzählen. Zu den ersten Besprechungen gibt es erst einmal einen Tee mit dem schönen Namen „Dream No. 9“, der traumhaft riecht und ausgesprochen lecker nach Pfefferminze mit Zitrone schmeckt.

In unserer Besprechung geht es um eine Veranstaltung, in der ein neues Traumpaar auftreten soll und wir möchten uns doch bitte ein paar schöne Ideen für die Vermarktung überlegen. Irgendein griffiger Slogan wird gesucht, der einen als Konsument sofort berührt. Das Rennen macht der Begriff „Traumtänzer“, den aber alle meine Kollegen unterschiedlich deuten.

Die Erklärungen gehen von „abgehoben“, „Illusionisten“ über Tanzprofis bis hin zu „traumverloren“.

Bei „Traumverloren“ erinnere ich mich an mein eventuelles Aufwachen, als ich der Meinung war, ich hätte meinen nächtlichen Traum verloren. Ich war mir nicht sicher, ob ich den noch einmal wiederfinden würde. Und was passiert mit dem nicht wiederzufindenden Traum, wenn man sich abends erneut schlafen legt? Träumt man dann nur, dass man schläft? Träumt man eine Fortsetzung, an die man sich dann auch wieder nicht erinnern kann? Wo zum Teufel bleibt das ganze Zeug, wenn es morgens einfach nicht mehr da ist?

Sind das diese Déjà-vu-Erlebnisse, die man ständig hat? Dass man irgendwo steht und denkt, da war ich schon, obwohl man sich sicher ist, dort noch nie gewesen zu sein. Diese Momente, in denen ein geträumter Film einem plötzlich am helllichten Tag an der Netzhaut vorbei flimmert und einen völlig kirre macht?

Wenn das so ist, dass man sich plötzlich an etwas erinnert, was man noch nicht gesehen haben kann, ist es dann auch möglich, dass das, was man den ganzen Tag über sieht, auch etwas ist, was gar nicht da ist und man glaubt es nur?

Ich sitze also im Büro bei einer Besprechung und sehe meinen Traumkollegen bei ihrem Traumjob zu. Mir kommt das irgendwie bekannt vor, aber es findet gar nicht statt?

Wenn das so ist, wo bin ich dann heute Morgen mit dem Zug hingefahren? Der fuhr gar nicht, sondern ich habe mir das so als Tagträumer nur eingebildet? Und mein Traumhaus gibt es auch nicht, und den Garten und meine Traumfrau?

Das muss man sich mal vorstellen: Man läuft den ganzen Tag in der Gegend rum, obwohl man gar nicht wirklich da ist und nachts kann man nicht schlafen, weil man träumt, dass man träumt.

Ich hatte gleich heute Morgen schon so ein komisches Gefühl, als ich dachte, es wird ein traumhafter Tag. Vielleicht habe ich das aber auch nur geträumt?

„Es ist mir scheißegal,
ob mich jemand mag.
Ich bin kein Träumer, Aerosexueller
oder verhinderter Pilot,
wie sie die Flugbranche bevölkern.
Ich will Geld verdienen.“

Michael O‘Leary

Der Preis dafür

Gianna Lange

Am Morgen nach dem Shooting blieben die Hotelrechnung inklusive Hausverbot für das Model und die Frage, wie eine so zierliche Person eine solche Zerstörung anrichten konnte. Mike hielt das für eine ziemlich dumme Frage. Diese Mädchen waren so zierlich, weil sie jahrelang nur mit Eiweißomelettes, Gurkenscheiben und Ingwertee gefüttert wurden. Und die Zerstörungswut kann groß werden, wenn man so lange Hunger hat. Mike wusste das. Er unterdrückte den Brechreiz, den ihm diese Branche bescherte. Er dachte an das Geld und die Frauen, die dazu gehörten. Während er Zucker in seinen Kaffee rührte, ließ er seinen Blick durchs Büro schweifen, wo seine Kolleginnen und Kollegen Kaffeeabsurditäten zu sich nahmen, deren Namen das amerikanische Lebensgefühl der höheren Gehaltsklasse verkaufen wollten. „Kalter Kaffee mit Milch an einer Zucker-Sirup-Sahnepampe“ klang ja auch scheiße. Sie alle wussten, was er wusste. Da gehörte das koffeinierte Getränk für 4,50 Euro zu den Dingen, die man sich erlaubte, weil man es aushielt. Mike rührte weiter in seinem Kaffee. Von Computerbildschirmen, Portfolios und Werbemitteln aller Art strahlten seine Klienten, Männer und Frauen, für die es das Gesöff nur in low-fat-low-carb-light gab. Männer und Frauen, für die es Kleidergröße Null gab. Mike nahm einen Schluck von seinem stark gezuckerten Filterkaffee

Gestaltung: www.ire-bremen.de

und akzeptierte zum wiederholten Male, dass er jedes abstoßende Detail dieser Welt hinnahm, denn die bezahlte seinen Luxus. Er erlaubte sich nichts mehr abseits von Luxus. Dafür hielt er das alles durch. Bis auf die eine Ausnahme, die eine letzte Einfachheit in seinem Leben. Filterkaffee. Mit jedem Schluck der heimliche Wunsch, dass das doch reichen möge. Tat es aber nicht. Er leerte den Kaffee, warf sein Jackett über und machte sich auf den Weg zu seinem Wagen.

In der Tiefgarage dachte er an Nadja. Süße, schöne Nadja. Sie waren sich ähnlich, sie und er. Sie hatten beide, was es brauchte, um in diesem Business Erfolg zu haben. Aber sie hatten auch beide den Schwamm im Hirn, der den ganzen Bullshit aufsog und zwischendurch mal ausgewrungen werden musste. Schade nur, dass Nadja das im Hotel passiert war.

Als er im Hotel ankam, war Nadja nicht mehr da. Die Spuren, die sie in ihrer Suite hinterlassen hatte, überraschten jedoch selbst ihn. Nichts war mehr an seinem Platz und der Inhalt des Minikühlschranks war so verteilt, als wäre er explodiert. Mike beeilte sich, die Spuren verschwinden zu lassen, die niemand sehen sollte. Wer sich so verliert, achtet nicht mehr darauf, seine Spuren im Schnee zu verwischen. Sprich: Schneespuren. Koks auf der Marmoranrichte im Bad. Mike schüttelte den Kopf. Es kokst, wer zu viel Geld hat. Es verschwendet Koks, wer nicht mal mehr weiß, woher das Geld kommt. Und wie schnell es wieder weg ist. Mike warf einen letzten Blick aufs Chaos und nahm die Sonnenbrille vorsichtshalber nicht ab. Das musste er nicht ungefiltert sehen.

Er verließ das Hotel mit einer Entschuldigung und zückte sein Handy. Hoffentlich hatte sie es mit dem Koksen nicht übertrieben.

„Wo bist du?“
Ihre Stimme klang stumpf.
„Starbucks.“
Natürlich.
„Was trinkst du?“ Mike setzte sich zu der riesigen Sonnenbrille, hinter der sich eine sehr schmale Frau versteckte.
„Low-fat sugar-free grande coffee frappé ohne Sahne.“
Grundgütiger.
„Ich hatte heute ein Gespräch mit einem Hotelmanager, der einen ziemlich schlechten Tag hatte. Jemand hat seine schönste Suite kaputt gehauen.“

Nadja nahm einen langgezogenen Schluck durch den lächerlich dicken Strohhalm und lehnte sich trotzig zurück.

„Was willst du von mir hören, Mike?“
„Ich will von dir hören, was der Scheiß soll, dass es dir leid tut und du das nie, nie wieder machst.“
„Sorry, mach ich nicht wieder. Ich hatte auch einen schlechten Tag.“

Mike legte die Sonnenbrille ab und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Er dachte an Filterkaffee. Bevor er jedoch die angemessene Reaktion auf diese postpubertäre Aussage gefunden hatte, stand Nadja plötzlich auf und marschierte zum Tresen. Sie kam zurück mit einer gewaltigen Sahnehaube auf ihrem Getränk und knallte den Becher vor ihm auf den Tisch.

„DAS will ich!“ Ihre Stimme wurde laut. „Ich hab vergessen, wie das schmeckt, Mike. Ich weiß nicht mehr, wie das schmeckt, und ich sehe, wie sich meine Kolleginnen auf der ganzen Welt im Fernsehen Cheeseburger, Coca Cola und Raffaello zwischen die Zähne schieben, um es garantiert wieder auszuspucken, wenn da einer ‚Cut!‘ schreit. Ich sehe, wie das den Leuten als real verkauft wird, lese Interviews von Kolleginnen, die

erzählen, dass sie auf Fastfood stehen. Und weißt du was? Ich stehe da auch drauf. Aber ich esse es nicht. Ich will die Sahne, aber ich bestelle sie nicht. Ich esse nichts, was mir schmeckt, nichts!“

Plötzlich hob sie ihr Kleid hoch und entblößte ihre kahl rasierte Bikinizone in einem winzig kleinen Höschen.
„Siehst du das?“ Sie schob eine Hand zwischen ihre Beine. Mike stand auf. Er hatte nicht eben Koksspuren vernichtet, um morgen in der Zeitung alles über den Nervenzusammenbruch des aufsteigenden Topmodels bei Starbucks zu lesen. Er legte eine Hand um ihren Oberarm. Seine Finger trafen sich, so wenig Fleisch war daran.
„Nadja, das ist hier nicht der richtige Ort. Und schon gar nicht der Zeitpunkt.“

Sie riss sich mit überraschender Kraft los. Hunger.

„Oh doch, das ist er.“ Sie lallte ein bisschen. Wahrscheinlich war sie doch noch drauf. „Das reicht. Es reicht. Das“, sie schob wieder ihre Hand zwischen ihre Beine, „ist eine thigh gap. Du weißt, was das ist, oder? Du kennst die Leute, die sich das ausgedacht haben.“

Mike wusste tatsächlich, wovon sie da zeterte. Die Lücke zwischen den Oberschenkeln, die sich von den geschlossenen Knien bis zum Venushügel ziehen musste. Bei fast jeder normalgewichtigen Frau zog sie sich von den Knien bis irgendwo kurz vor dem Venushügel, wo sich das Körperfett der Oberschenkelinnenseiten traf. Das mochte die Industrie nicht, das musste weg. Bei Nadja war es fast weg. Bis auf die letzte Spur zweier kleiner Rundungen. Vollkommen normales Körperfett. Doch normal war nicht gefragt.

Nadja setzte sich wieder. Sie schien ruhiger.
„Hast du die Bilder gesehen?“
„Ja. Toll.“

„Das ist zentimeterweise wegretuschiert.“ Ihre Stimme zitterte plötzlich. „Ich hab den Wichser brüllen hören. Rüber zum Digitalassistenten. ‚Das Fett weg!‘. Ich esse seit Jahren nichts, was schmeckt. Ich habe seit Jahren Hunger, Mike. Und mir werden die Oberschenkel retuschiert, dass ein Cheeseburger dazwischen passt. Ein Cheeseburger, den Heidi Klum zwischen ihre weißen Zähne schiebt, aber nie wirklich reinbeißt. Um dann zum Mittag ein Tictac zu essen wie wir alle. Ich will kotzen, Mike, aber es ist nichts da. Wofür das alles?“

Mike lehnte sich vor. Agent, Life Coach, Therapeut. Drei-in-eins. Auch das gehörte zum Job.

„Du weißt wofür, Nadja. Ich will auch oft kotzen, das alles kotzt mich an und ich will zurück kotzen. Aber das nützt nichts. Wir stecken da alle nur drin, weil wir es wollen. Und wir müssen den Preis zahlen, wenn wir da bleiben wollen, wo wir jetzt sind. Du bist da aber nicht mehr lange, wenn du solche Nummern abziehst wie heute. Der Preis dafür ist der Karrieretod, wenn man noch nicht ganz oben ist. Das kann sich vielleicht eine Naomi Campbell leisten. Die hat aber auch schon länger Hunger. Der Weg liegt noch vor dir.“
Nadja sah müde aus.
„Das ist doch dein Traum. Oder?“
Nadja sah ihn lange an. Dann die Sahne auf ihrem Low-fat-low-carb-light-Getränk. Sie sagte nichts mehr.

EIN COMICZEICHNER IN DER TRAUMFABRIK

ODER: GUTE IDEEN FÜR SCHLECHTE FILME

DANACH HABE ICH DAS MIT DEM FERNSEHEN ERSTMAL BLEIBEN LASSEN UND MICH MEHR AUF FILME KONZENTRIERT. AUF DEN NÄCHSTEN SEITEN STELLE ICH EIN PAAR MEINER BESONDERS ERFOLGVERSPRECHENDEN KONZEPTE VOR. FÜR EINIGE HABE ICH SOGAR SCHON PLAKATE ENTWORFEN!

HIER ALSO EIN BLICK IN DAS HOLLYWOOD DER NAHEN ZUKUNFT!

WIE LANGE DAUERT DAS EIGENTLICH SONST, BIS DIE FILMSTUDIOS ANTWORTEN?
SO LANGE ICH NICHTS HÖRE, MUSS ICH MIR KEINE SORGEN MACHEN, ODER?

Elevator Pitch
Tragikomödie

Kathy ist gerade nach LA gezogen, um ihren URGROSSVATER zu pflegen, der einst ein großer Filmstar war, aber unter McCarthy gesperrt wurde und danach nie wieder einen Fuß auf den Boden gekriegt hat. Jetzt liegt der alte Mann im Sterben.

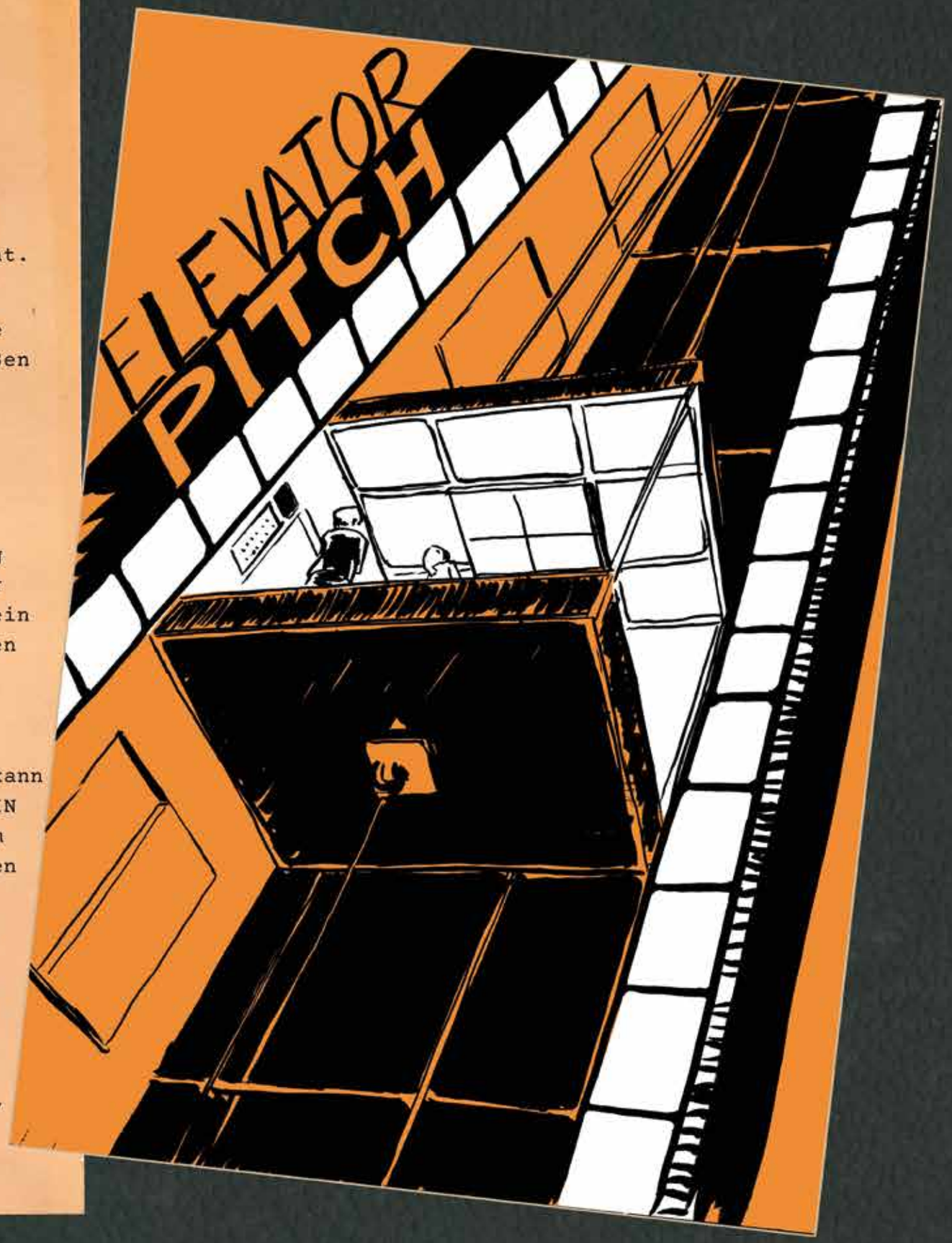
Alle Leute, die Kathy trifft, sind entweder angehende Drehbuchautoren oder Schauspieler, die von ihrer großen Chance träumen und sich gar nicht vorstellen können, dass irgendjemand in LA das nicht tut. Auf Parties wird ~~sie~~ Kathy oft gefragt, "an was sie denn gerade arbeitet".

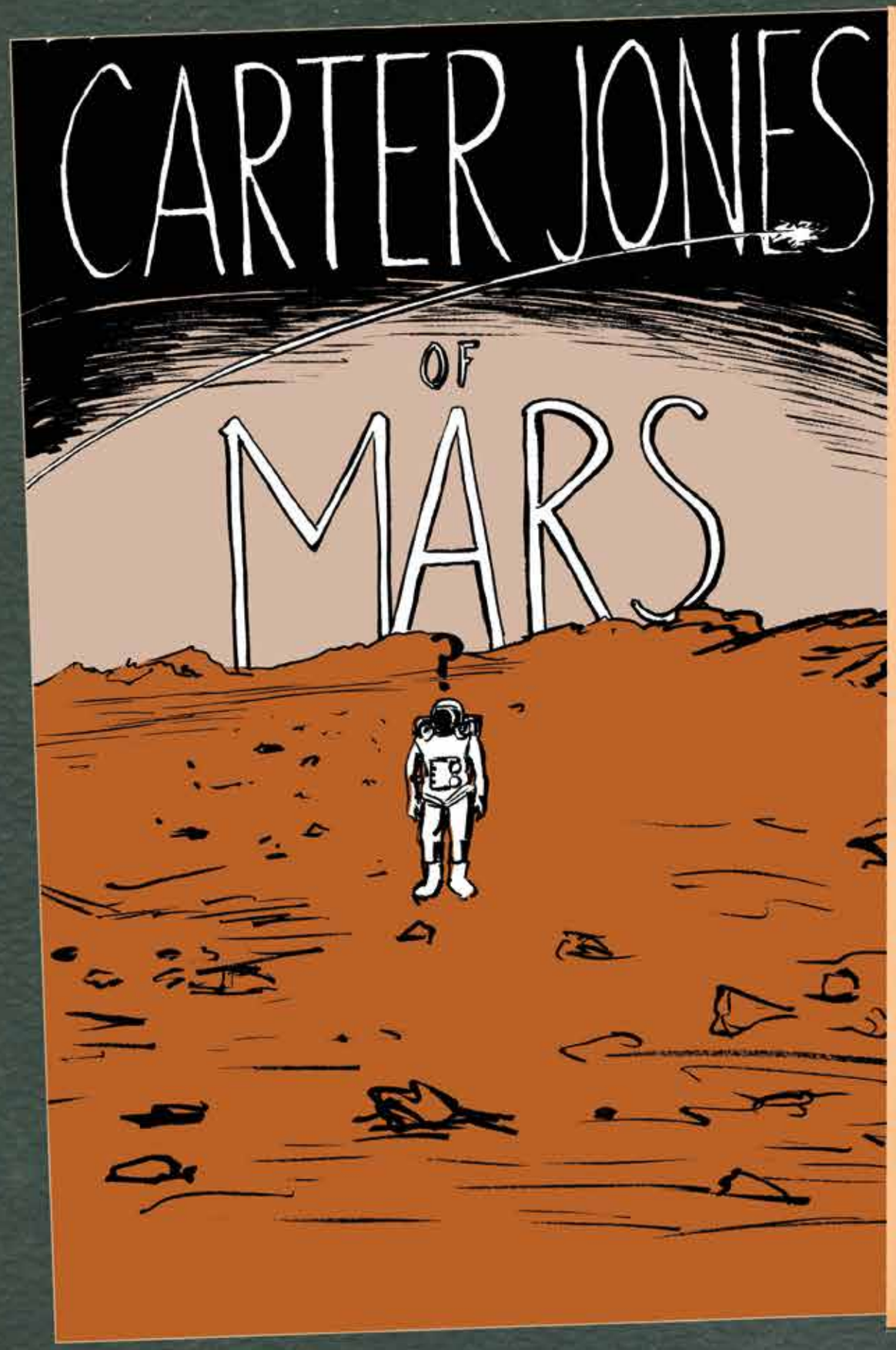
Eines Tages, durch eine Aneinanderkettung von noch auszuarbeitenden Zufällen, landet sie in einem Aufzug mit BEN AFFLECK, der gerade einen lausigen Tag hinter sich hat, an dem mal wieder jeder versucht hat, ihm ein Drehbuch anzudrehen. Um den sprichwörtlichen Elefanten aus dem Raum zu kriegen, fragt er sie geradeheraus: “Okay, was ist DEIN toller neuer Blockbuster?”

Sie versichert ihm, dass sie keine Autorin sei, aber er hält den Fahrstuhl an und besteht darauf, denn er kann sich nicht vorstellen, dass irgendwer in Hollywood KEIN Skript in der Tasche hat. Also erzählt Kathy von ihrem Großvater, schmückt die Geschichte auf Afflecks Drängen noch etwas aus - und er ist begeistert.

Der Film - auf die Schnelle geschrieben mit Hilfe von Kathys zunehmend missgünstigen Freunden - wird ein Riesenhit. Nur aus ihrer alten Zwickmühle kommt Kathy nicht heraus - denn jetzt fragt sie jeder, was denn ihr NÄCHSTES großes Projekt ist.

(Notiz: Wenn Affleck aus irgendeinem Grund nicht kann, geht auch George Clooney.)





Carter Jones of Mars
Science Fiction, Drama

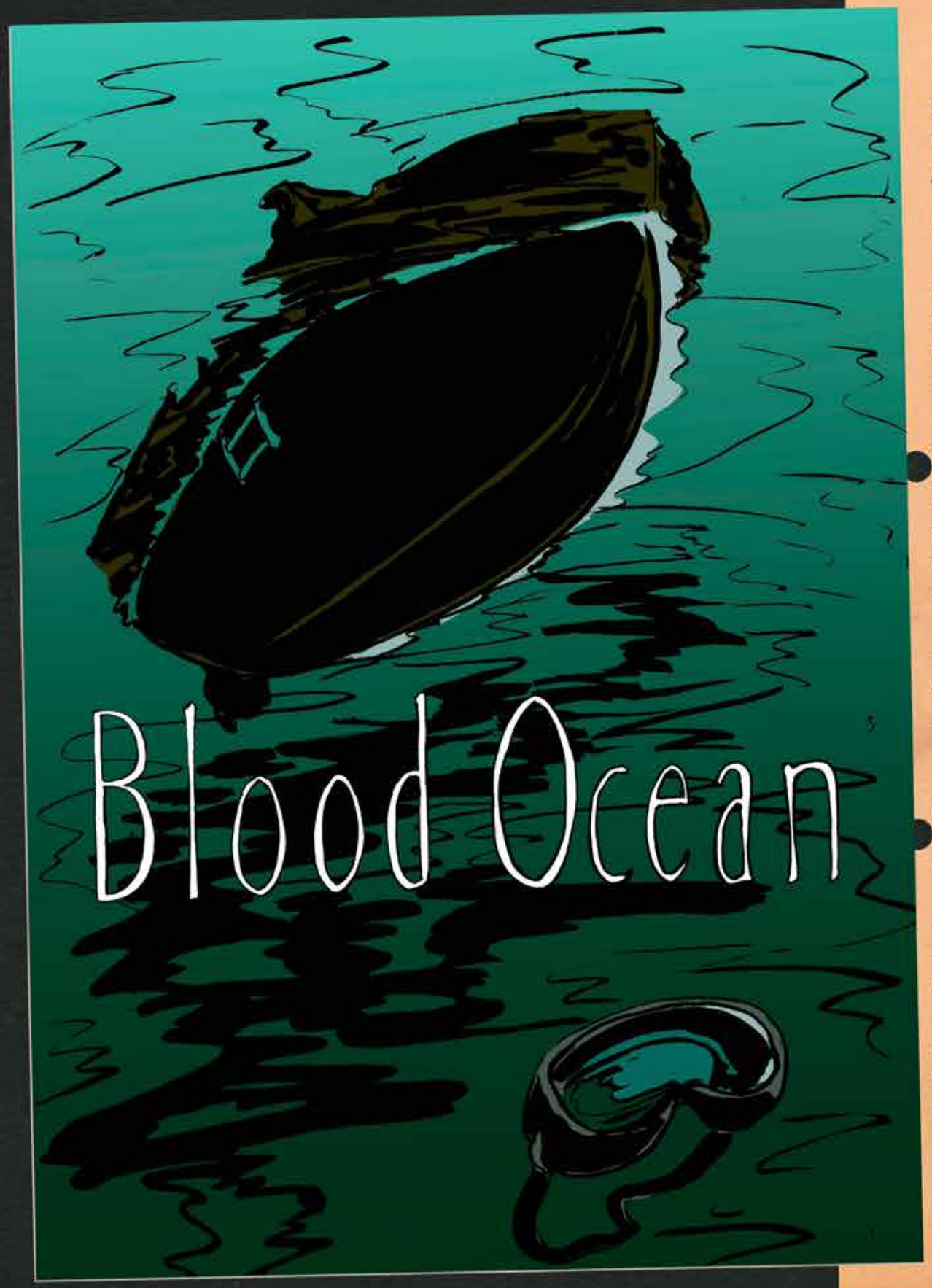
Die erste bemannte Mars- Mission, wissenschaftlich wie technisch ein voller Erfolg, macht sich auf den Heimweg. Der Start verläuft ohne Komplikationen, bis jemand auf halber Strecke merkt, dass der IT-Experte CARTER JONES - zuletzt gesehen, als er nur noch kurz einen letzten Spaziergang machen wollte - nicht mit an Bord ist.

Die Astronauten diskutieren, ob sie sich mit dem verbleibenden Treibstoff und Sauerstoff leisten können, umzudrehen. Berechnungen und Graphen werden mit zunehmender Dringlichkeit erstellt und verworfen, während die Diskussion immer hitziger mit Argumenten und Fäusten ausgetragen wird. (Dieser Teil des Films erlaubt, wichtige Botschaften über das Miteinander von Menschen und die Bedeutung von Menschenleben in die Dialoge einzuschreiben, denn dies ist ein DRAMA.)

Inzwischen, auf dem Mars, versucht sich Carter Jones mit der Situation zu arrangieren. Er rationiert den Sauerstoff und die verbleibenden Nahrumgsmittel im zurückgelassenen Forschungszelt, improvisiert mit den begrenzten Mitteln ein Gewächshaus und unternimmt weitere Spaziergänge, um die Umgebung zu erforschen. Er bohrt nach Wasser, sucht nach organischer Materie, die sich irgendwie verwerten lassen, und hofft gegen alle Hoffnung, dass es doch noch Leben auf dem Mars gibt - damit er es jagen, töten und essen kann.

(Dies ist der Hauptteil des Films und sollte auch den größten Teil der Handlung einnehmen. So etwa zwei von drei Stunden.)

Am Ende entscheiden sich die Astronauten, weiter zur Erde zu fliegen, denn da können sie ja immer noch eine Rettungsmission anregen. Leider misslingt aufgrund eines IT-Fehlers der Wiedereintritt~~t~~ in die Atmosphäre, und das Raumschiff stürzt ab. Der Film endet mit Jones auf dem Mars, der immer noch wartet.



Red Ocean oder **Drown Hard**
oder irgendwas mit Blut und Wasser

Action

Es ist **Stirb langsam** ... unter Wasser!

Eine Crew von Meeresbiologen auf der Suche nach dem sagenumwobenen GORILLA-TINTENFISCHHAI wird samt Boot von Terroristen entführt, um nach einem goldbeladenen Schiffswrack zu tauchen.

Eine der Taucherinnen ist die Ex-Frau des ehemaligen Polizisten 'HOOK' McLINE, der gerade in der Gegend Urlaub macht. Sein Versuch, beim Tauchen "zufällig" seiner Verflossenen zu begegnen und neu mit ihr anzubandeln, bringt Hook mittenzwischen die Terroristen. Jetzt versucht er, die Gefangenen "von unten" zu befreien.

Dabei kommt ihm sein Polizeitraining zugute, vor allem aber die Tatsache, dass er unzählige Male mit seiner damaligen Frau getaucht ist und die beiden trotz allem ein hervorragend eingespieltes Team sind.

Wird er es schaffen, die Terroristen zu besiegen, bevor ihm die Luft ausgeht? Wird es ihm gelingen, dabei auch seine Ehe zu retten?

Ein atemberaubendes Abenteuer voller stark verlangsamter Action (weil's unter Wasser ist) und fast völlig ohne Dialoge (weil's unter Wasser ist)!

Oh, und im letzten Akt taucht auch der Gorilla-Tintenfischhai auf, angezogen von all dem Blut im Wasser. Oder ist das die Fortsetzung?

Wrath Management
Fantasy-Komödie

Nachdem er in einem Wutausbruch die gesamte prähistorische Welt überflutet hat, schicken die Engel GOTT in eine Verhaltenstherapie. In einer Gruppe mit dem aufbrausenden THOR, dem zwanghaften Lügner LOKI und dem nachtragenden POSEIDON muss Er lernen, Andere Götter Neben Sich zu dulden, und dass sein Zorn auch nicht heiliger ist als der der anderen.

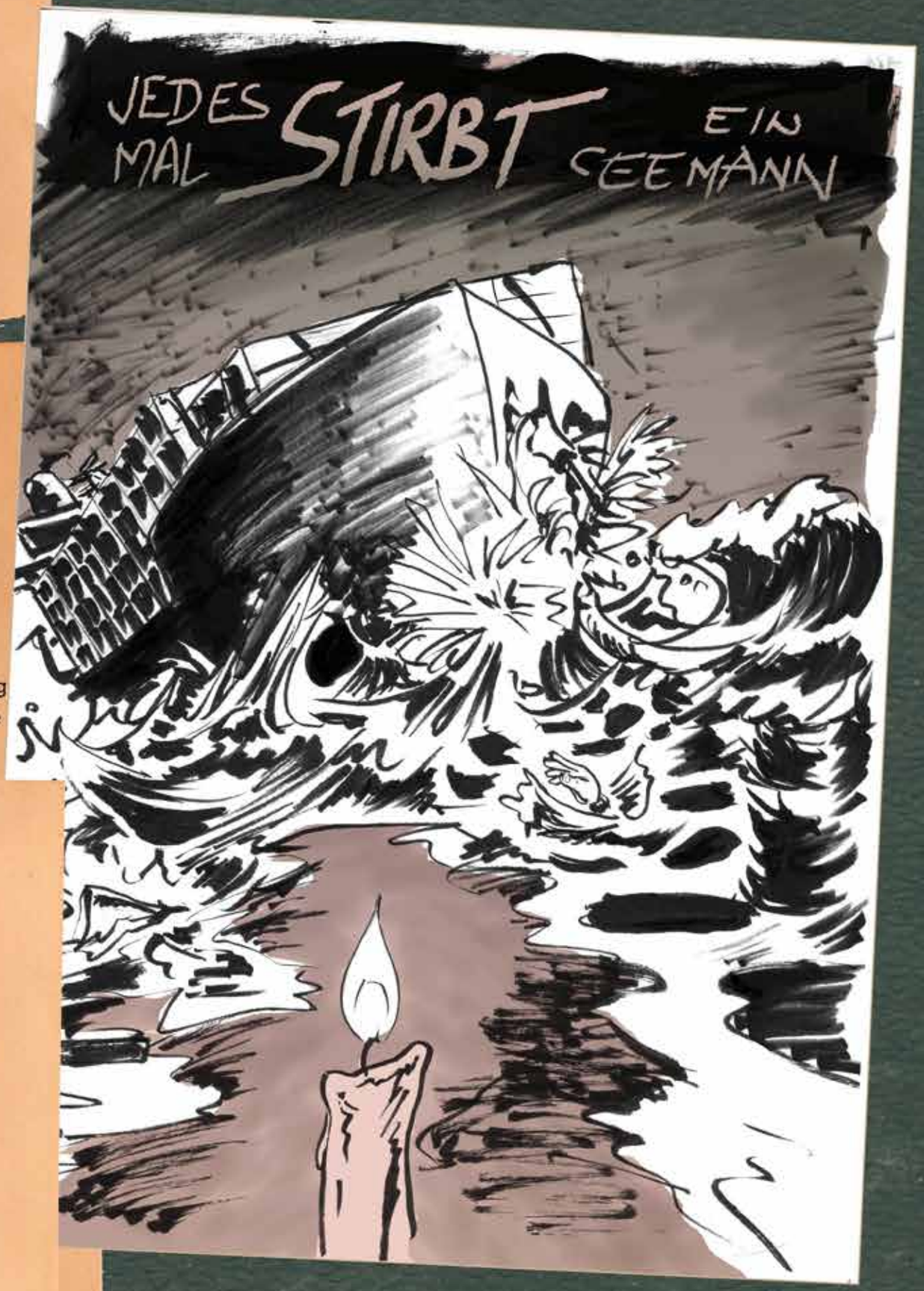
Warten auf Tod
Thriller, Roadmovie

Ein Serienkiller sitzt am Straßenrand und lauert als Anhalter seinem nächsten Opfer auf.
Nicht in Amerika oder Deutschland, sondern in Finnland, wo nur alle paar Tage einmal ein Auto vorbeikommt.
Was denkt dieser Mann, während er tage- oder wochenlang in der kalten Polarnacht wartet? Wird der tagelange Entzug seine Mordsucht unter Kontrolle bringen, bevor das nächste Auto hält?

Jedes Mal stirbt ein Seemann
Horror

Einem Aberglauben zufolge stirbt jedes Mal ein Seemann, wenn jemand seine Zigarette an einer Kerze anzündet.
Das hält die Gäste einer Party bei der Studentin NICOLE, deren Bruder HEIN Seemann ist, nicht davon ab, es trotzdem zu tun, und jetzt erst recht nicht.

Währenddessen wird das Frachtschiff, auf dem Hein arbeitet, von einer Reihe unerklärlicher Todesfälle heimgesucht...



Hostile Makeover
Action-Komdie

FRED ist ein ehemaliger Bestsellerautor, dessen letzter Erfolg lange her ist. Als eine junge Reporterin eine Wo-ist-er-jetzt-Homestory über ihn schreiben will, steigt er in das Haus eines erfolgreicheren Freundes ein, um ihr ein würdigeres Ambiente vorzugaukeln. Sie entpuppt sich als erstaunlich gut informiert und fragt ihn, wie er sich das bei seinen schwindenden Tantiemen leisten kann. Er behauptet, er sei nun mal sehr gut im Improvisieren. Und überhaupt, man könne auch mit einfachen Mitteln eine Menge erreichen.

Der Artikel ist ein Erfolg, Fred und sein Sinn für Design in aller Munde. Ein Verleger bietet ihm seinen ersten Buchvertrag seit Jahren an - für ein Buch über Budget-Möbeldesign.

Das passt der Chefin eines großen Möbelhauses gar nicht, und sie setzt ein Team von Industriespionen - ehemalige KGB-Schläfer - auf ihn an. Die missverstehen aber die Natur des Auftrags und setzen nun an, Fred nicht zu sabotieren, sondern zu eliminieren. Mit Hilfe der Journalistin, die in Wirklichkeit eine CIA-Agentin ist und den Artikel nur geschrieben hat, um ihre Geheimidentität zu wahren, versucht er nun, den Killern zu entkommen, während seine Deadline immer näher rückt...

Nichttun

Yvonne Janetzke

Ich steig in den Zug
und ich will es nicht wissen:
Falsches Ziel, falsche Richtung
was du tust, ist beschissen.

Immer neu, immer wieder
stets die uralten Lieder
von Vernunft und Finanzen
diese ätzenden Wanzen.

Zukunft und Traum
eng verbunden, ein Raum,
eine Uhr und die Gleise
die zermürbende Reise.

Ich steig in den Zug
und ich will es nicht wissen:
Falsches Ziel, falsche Richtung
was du tust, ist beschissen.

Ich will bleiben,
nicht gehen
auf dem Bahnsteig stehen
und die Angst überwinden
mein Traum müsse verschwinden
steig ich jetzt nicht zu.

Ich steig nicht in den Zug
denn ich will endlich wissen,
was passiert,
wenn man‘s wirklich riskiert
was kann ich erreichen
ohne die Weichen, die
die Wanzen mir stellen?

Ich seh‘ nur noch rot,
abgeschabt aus Metall,
hör‘ den Pfiff, spür‘ die Eile
und warte ‚ne Weile
bis die Türen sich schließen
unverrückbar, vorbei –
Vernunft ist mir endlich einerlei.

Gestaltung: www.ire-bremen.de

„Ein Cocktail aus Ehrfurcht, Staunen und purer Euphorie“

Der Autor Jens Thiemann über Klarträume

Tjark Worthmann

Fotos: Mondbild von Felix Müller als Illustrierung

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Was versteht man unter dem Begriff Klartraum?

Als Klartraum bezeichnet man einen Traum, während dessen der Träumende sich darüber bewusst ist, zu Träumen. Der Klartraum wird also mit allen Sinnen und den geistigen Fähigkeiten des Wachzustandes erlebt.

Kann jeder mit etwas Übung Klarträume erleben?

Der Klartraum ist eine Erfahrung, die bei vielen Menschen ganz natürlich und ohne bewusstes Zutun auftritt. Etwa 20 Prozent der Bevölkerung haben laut einer Studie von 1988 mehrfach pro Monat einen Klartraum. Die Erfahrung mit meinen Seminarteilnehmern hat gezeigt, das offenbar jeder gesunde Mensch dazu in der Lage ist, Klarträume zu erleben. Einzig die Zeit, die benötigt wird, um dieses Ziel zu erreichen, kann stark variieren.

Wie lange dauert es in der Regel, bis man Erfolge erzielt?

Das ist von Mensch zu Mensch unterschiedlich. Manche haben bereits in den ersten Nächten Erfolg, die meisten brauchen ein bis zwei Wochen, seltener dauert es aber auch Monate, bis es endlich funktioniert. Um schnelle Erfolge zu erzielen, sollte man die verschiedenen Übungen so diszipliniert und zielgerichtet umsetzen, wie möglich.

Welche wichtigen Dinge (kurz gefasst) sollte man bei dem Erlernen beachten?

Die Traumerinnerung spielt eine zentrale Rolle beim Klarträumen und sollte bereits von Anfang an geschult werden. Ein Traumtagebuch ist das nützlichste Werkzeug zu diesem Zweck und für Anfänger ein absolutes Muss. Wichtig ist es auch, ein klares Ziel vor Augen zu haben, was man in seinen Klarträumen erleben möchte. Dieses Ziel sollte dann am Besten auf der ersten Seite im neuen Traumtagebuch festgehalten werden. Das hält die Motivation aufrecht und verdeutlicht dem Unterbewusstsein, dass man die klare Intention gefasst hat, einen Klartraum erleben zu wollen.

Albträume effektiv bekämpft und sogar völlig besiegt werden.

Kann man die Erlebnisse in einem Klartraum bewusst steuern?

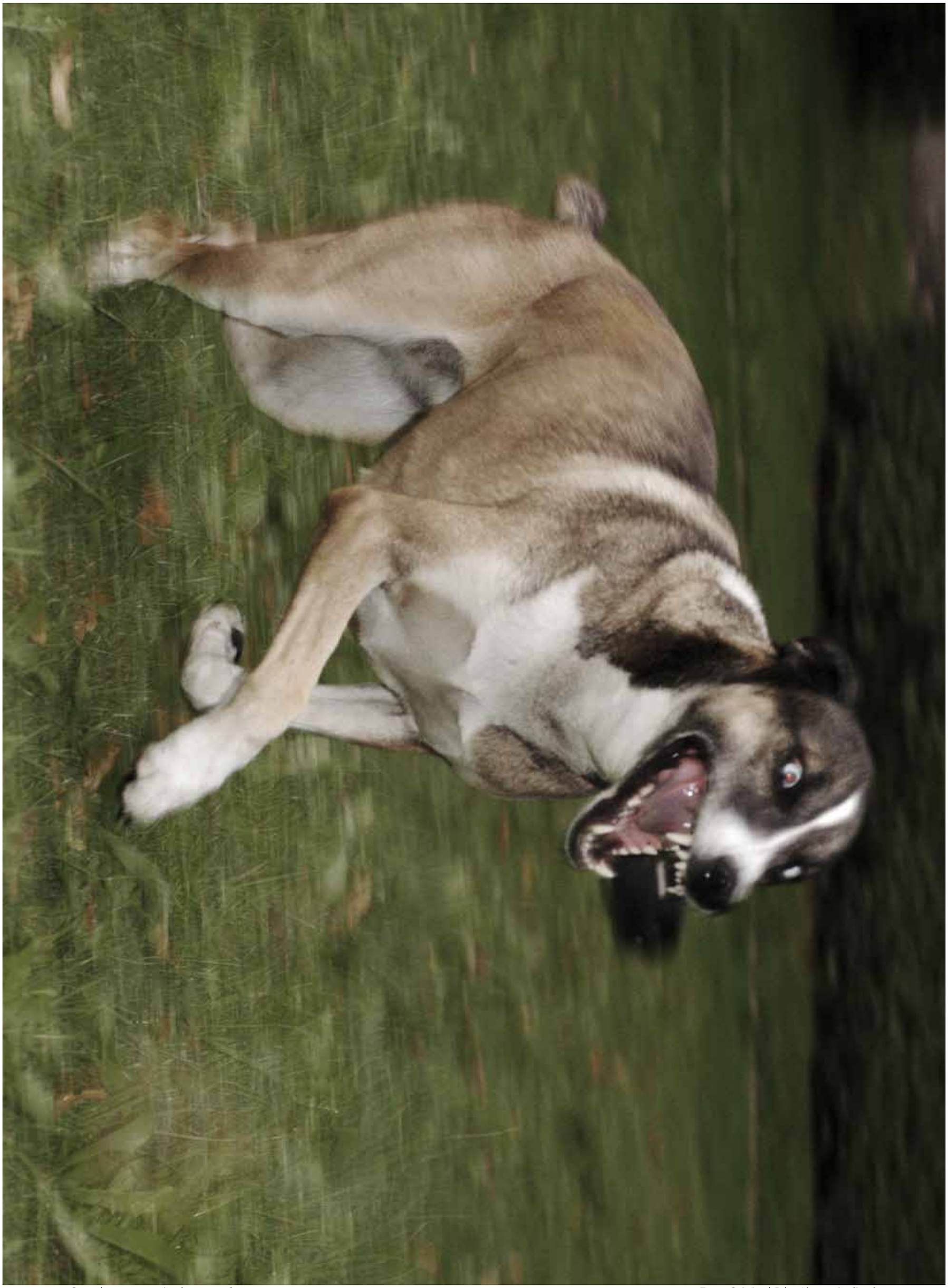
Ein geübter Klarträumer kann nicht nur seinen Körper im Traum nach freiem Willen steuern, sondern auch die Handlung und Umgebung der Traumwelt beeinflussen oder sich beliebige Gegenstände und Personen herbeiwünschen. Man wird sozusagen zum Regisseur des eigenen Traumes und ist gleichzeitig dessen Hauptdarsteller. Diese Kontrolle verleiht dem Klartraum seine unbegrenzten Möglichkeiten, die nur darauf warten, kreativ und voller Neugier erkundet zu werden.

Welche Ereignisse am Tag können einen Klartraum negativ oder positiv beeinflussen?

Die Erfahrungen, die wir tagsüber machen, können einen Klartraum genau so beeinflussen, wie auch einen normalen Traum. Der Unterschied liegt darin, dass man in einem Klartraum gegen negative Einflüsse aktiv vorgehen und positive Einflüsse gleichermaßen unendlich intensiver genießen kann. Wenn zum Beispiel ein negatives Erlebnis am Vortag einen Traum zum Albtraum werden lässt, kann man diesen, dank der Kontrolle über das Geschehen, gezielt in ein positives Erlebnis verwandeln. So können selbst ständig wiederkehrende Albträume effektiv bekämpft und sogar völlig besiegt werden.

Klarträume erfahren erst in den letzten Jahren wissenschaftliche Beachtung. Wie sehen Sie die Entwicklung dazu in den nächsten Jahren beziehungsweise was wünschen Sie sich in dieser Hinsicht?

Ich denke, je mehr Menschen sich mit dem Thema Klarträume auseinandersetzen, desto interessanter wird es auch für die Wissenschaft, dieses komplexe Phänomen wirklich zu verstehen. Im Idealfall wird die Forschung daher immer zuverlässigere Wege herausarbeiten, Klarträume gezielt auszulösen, da nur so effektiv geforscht werden kann. Daraus erhoffe ich mir eine Wechselwirkung, die nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die praktische Anwendung von Klarträumen immer weiter voranbringen wird.



Gestaltung: www.ire-bremen.de

Foto: Original R by Alexa pixelio.de

Einem Rudel zähnefletschender, wilder Hunde

Kann man das Klarträumen auch wieder verlernen bzw. abstellen?

Da regelmäßige Klarträume für die meisten Menschen nur mit disziplinierter Eigeninitiative zu erreichen sind, ist das gar kein Problem. Sobald man damit aufhört, sich im Wachzustand regelmäßig mit den eigenen Träumen auseinanderzusetzen und keine der Techniken und Übungen mehr anwendet, verlernt man das Klarträumen auch automatisch wieder.

Welche essenziellen Erkenntnisse aus einem Klartraum konnten Sie bereits für sich mit in den realen Alltag übernehmen/umsetzen?

Ich habe in einem Klartraum mit Hilfe einer bewusst herbeigeführten Konfrontation meine Angst vor Hunden besiegen können. Das klingt komisch, aber wenn Sie sich in einem Klartraum mit einem Rudel zähnefletschender, wilder Hunde konfrontiert sehen und diese Situation darin endet, dass Ihnen die Tiere schwanzwedelnd aus den Händen fressen, macht irgendetwas plötzlich und ganz automatisch „Klick“ im Kopf. Danach bin ich, zurück im wachen Leben, Hunden fortan mit einer ganz neuen Einstellung und vor allem ganz ohne zitternde Knie begegnet.

Welches Erlebnis war für Sie in einem Klartraum das persönlich beeindruckendste?

Auch wenn das vielleicht nicht die Antwort ist, die Sie von mir hören möchten: Das für mich persönlich beeindruckendste Erlebnis waren die ersten Sekunden meines ersten Klartraumes. Die schlagartige Erkenntnis darüber, gerade schlafend im Bett zu liegen und trotzdem eine völlig neue, unendlich komplexe Realität mit wachen Augen, scharfen Sinnen und klaren Gedanken wahrnehmen zu können? In diesem Moment entsteht ein Cocktail aus Ehrfurcht, Staunen und purer Euphorie, der wohl seinesgleichen sucht.

Hannibal Lecter glaubt, ich spinne

Gianna Lange

Was ich in der Nacht träumte, in der ich „Das Schweigen der Lämmer“ sah

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Im Traum betrete ich das Sprechzimmer und suche vergebens die Couch. Der Raum ist holzvertäfelt und leer bis auf einen Stuhl. Darauf sitzt Hannibal Lecter, der aussieht wie Anthony Hopkins. Er begrüßt mich und stellt sich als mein Psychoanalytiker vor. Er wird mich heute analysieren. Wieder schaue ich mich nach der Couch um. Keine Couch, sagt er, es reiche vollkommen, wenn ich durch den Raum ginge. Einfach hin und her laufen. Still und heimlich denke ich mir, dass das doch Quatsch ist, so kann einen doch niemand analysieren. Nur an meinem Gang durch einen leeren Raum? Hannibal Lecter sieht mich durchdringend an und lächelt sein unheimliches Lächeln, als stelle er sich gerade vor, wie wohl mein Frontallappen mit Honig-Senf-Dressing schmecken würde. Ich gehorche und gehe langsam durch den Raum. Dann erkenne ich, dass ich Unrecht hatte. Der Raum ist nicht leer. Jedes einzelne kleine Härchen an meinem Körper stellt sich auf, als ich sehe, dass monströse Spinnen meinen Weg kreuzen. Ich wage nicht, stehen zu bleiben, kann aber auch nicht cool bleiben. Also tue ich, was ich immer tue, wenn ich Spinnen sehe. Ich starre sie an und versuche, sie zu hypnotisieren. Sie sollen den Raum und vor allem mich gänzlich uninteressant finden und von allein verschwinden. Funktioniert hat das übrigens noch nie. Ich tue aber auch, was ich sonst nie tue, wenn ich Spinnen sehe. Ich gehe weiter auf sie zu. Hannibal Lecter im Rücken gibt mir das Gefühl, dass Stehenbleiben keine Option darstellt. Eher ein unerwünschtes Mätzchen. Ich denke also an meinen Frontallappen und gehe weiter. Gleichzeitig sage ich mir mantra-artig, dass Spinnen mehr Angst vor mir haben als ich vor ihnen. Sie haben mehr Angst vor dir als du vor ihnen, sie haben mehr Angst vor dir als du vor ihnen. Von links kommt ein Skorpion. Der Stachel ist aufgestellt, aber das interessiert mich nicht. Es sind Spinnen im Raum! Den Skorpion und seine Drohgebärde lass ich links liegen, wörtlich, und widme mich wieder den Spinnen. Es sind keine Tarantuln oder ähnlich gefährliche, weil giftige Dschungelspinnen. Es sind viel mehr übergroße, aber ansonsten herkömmliche Spinnen, wie sie auf Dachböden und in mitteleuropäischen Gärten zu finden sind. Nur eben untertassengroß. Und noch etwas stimmt nicht mit ihnen. Sie krabbeln nicht, viel mehr kriechen und humpeln sie, als könnten sie nicht alle ihre acht Beine benutzen. Das macht sie langsam, die Bewegungen sind angestrengt. Ich frage mich, ob Hannibal Lecter ihnen das angetan hat. Eine braune Spinne von der Größe eines Hühnereis (Größe M) schleppt sich auf mich zu. Ihre vorderen zwei Beine fahren aus und zerren dann den Körper und sechs weitere, nutzlose Beine mühsam hinter sich her. Gleich ist sie vor mir. Aber ich muss weiter gehen, Hannibal Lecter beobachtet mich. Zertreten will ich sie nicht. Sie kann ja nichts dafür, dass ich sie ekelig finde. Und eine mobilitätseingeschränkte Spinne zu zertreten, nur weil sie mir in den Weg humpelt, ist noch eine Spur grausamer. Ich vollführe also einen großen Schritt der Sorte Storch-im-Salat und drehe mich noch während der Landung halb herum, um die Spinne nicht aus den Augen zu lassen. Zwar ist ihr Zustand bemitleidenswert, das macht sie aber in meinen Augen nicht weniger ekelig. Sie hat mehr Angst vor dir als du vor ihr, sie hat mehr Angst vor dir als du vor ihr. Während ich weiter gehe, den Boden nach weiteren Achtbeinern absuchend, glaube ich zu wissen, was sich Hannibal Lecter jetzt in dem psychoanalytischen Notizblock auf seinem Schoß notiert: Sie hat mehr Angst vor Spinnen als vor mir.

Gesellschaft-liche Albträume

Text: Sven Sprengel
Bilder: Jörg Obernolte

Träume haben viele Facetten. Gemeinsam ist ihnen aber die Intensität der Gefühle. Der Sachinhalt tritt meistens in den Hintergrund, kann sich sogar mit Banalitäten beschäftigen. Dies ist Ausdruck der unterdrückten Gefühle und Gedanken in der realen Welt. Sie werden nicht frei gelassen, um sich selbst oder andere zu schützen und um den gesellschaftlichen Normen zu entsprechen. Die unterdrückten Gefühle müssen aber irgendwo hin. Sie lösen sich nicht in Luft auf, sondern finden im Gehirn bzw. der Seele des Menschen Raum zum Einnisten. Hier können sie entweder im Unterbewusstsein übergangsweise eingeschlossen werden oder bleiben im Bewusstsein. Dann werden sie auch zeitnah bearbeitet. Entweder in Selbstdiagnose oder in Gesprächen mit Betroffenen oder Vertrauten wird versucht, den Gefühlen und Gedanken auf den Grund zu gehen und das Problem oder die Bedürfnisse dahinter zu lösen bzw. zu befriedigen.

Die Klärung der unterdrückten Gefühle und Gedanken erfolgt aber auch im Schlaf in Form von Träumen. Das erfolgt im Idealfall als Wahrtraum, sodass der reale Bezug offensichtlich ist. Meistens ist der reale Bezug aber nicht offensichtlich, sondern erscheint abstrakt, surreal oder skurril, sodass die Träume meist gar nicht oder erst nach erheblichen Anstrengungen verstanden werden können. Bei diesen Träumen werden die realen Bezüge mit den eingenisteten Gefühlen und Gedanken der Vergangenheit kombiniert, die ähnliche Gefühle ausgelöst haben. Es werden also unterschiedliche Erfahrungen miteinander vermischt, die sachlich nichts miteinander zu tun haben und daher auf der Sachebene surreal sind, aber auf der Gefühlsebene eine Einheit bilden. Diese Gefühle wollen raus aus ihrem Gefängnis, aber dafür müssen sie erst bewusst werden. Wenn eine angemessene Klarheit über die Gefühle herrscht, erscheinen die Träume auch wesentlich klarer.

Als schöne Träume kommen Situationen aus der Vergangenheit zu Tage, die positive Gefühle hervorgerufen haben oder es werden Wunschsituationen für die Zukunft kreiert, die als Ausdruck der Hoffnung und damit als konstruktive Stärkung des Lebenswillens gedeutet werden können. Auf der anderen Seite gibt es die negativen (Alb) Träume, die Aggressionen, Frustrationen und verletzte Gefühle des Alltags zum Thema haben oder in Form von posttraumatischen Wiederholungen immer wieder schreckliche, unverarbeitete Erlebnisse aus der Vergangenheit durchleben, die nicht nach außen gekehrt werden können oder sollen, weil man sich nicht traut, darüber zu sprechen. Dies ist die destruktive Seite der Träume, die sich mit Angst und Gewalt beschäftigt.

Die reale Gewaltbereitschaft wird mit Abnahme der konstruktiven Träume und einer entsprechend positiven Realität zunehmen und die überwiegend destruktiven Träume werden vermutlich zunehmend in die Realität transportiert. Reale individuelle oder kollektive Gewalt von Gleichgesinnten ist das Ergebnis. Häufig ist die Anwendung von Gewalt ein letzter Ausdruck von Hoffnung auf ein besseres Leben und damit subjektiv konstruktiv. Gleichzeitig löst dies bei der Mehrheit auf der anderen Seite Angst und Schrecken aus. Die Hoffnung des einen ist die Angst des anderen und kollektive Gewalt kann dann zu einem gesellschaftlichen Albtraum führen.

Mit diesem beschäftigt sich Jörg Obernoltes Bilderzyklus „Universität des Desasters“. In Anlehnung an Paul Virilios Idee einer Universität des vollendeten Desasters werden in dem Bilderzyklus große Katastrophen und apokalyptische Szenen teils real, teils surreal und skurril dargestellt.

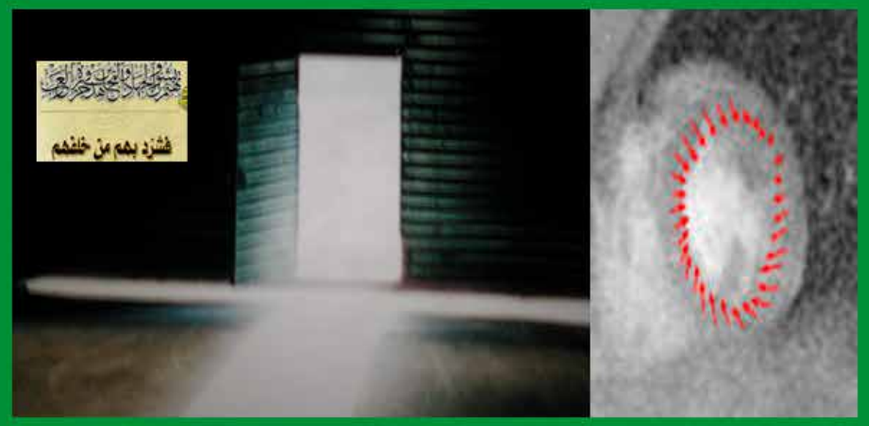
Hier spiegeln sich die Ängste des Künstlers und der Menschheit insgesamt vor Blut, Bomben, Splittern, Mord, Kastration und sonstiger Gewalt wider. Einer Gewalt, die medial immer verfügbarer geworden ist und unseren Alltag immer mehr mitbestimmt. Wir sehen die Welt durch immer gewalttätigere Augen und können die Gewalt der Vergangenheit nicht mehr vergessen und nehmen die Bilder mit in die Zukunft. Eine albtraumhafte Zukunft, die die Universität des vollendeten Desasters versucht, sich nicht ereignen zu lassen.

»Gedanken zur Universität des Desasters«

Gesellschaftliche Albträume
Text: Sven Sprengel, Bilder: Jörg Obernolte

»Deine braunen Augen machen mich so sentimental – Ideal!«

» Natürliche Auslese«



neulich war ich im gespräch...
anwesend waren die drei staufenbergs. (die hat der mufti mitgebracht), ein islamisch geistiger und adolf. fragt mich nicht woher er kam. dachte auch der wäre tot. auf jeden fall versuchten die staufenbergs adolf von der richtigkeit ihrer mission zu überzeugen. der mufti übersetzte, doch adolf hörte natürlich nicht zu, gestikulierte wie immer wild und lauschte nur dem hall seiner eigenen worte. ja,... irgendwann wurd es ihnen zuviel und sie sahen rot, was schon etwas heißt wenn die farbe der revolution grün ist.
ich sah das schon kommen und verließ vorher den raum. das war besser so, denn es gibt passagen im leben, da möchte ich einfach nicht dabei sein. so verschwanden alle fünf während ich lauthals lachte...und dachte zuhören muß man schon können!

Wenn Sie listig genug sind, aus 14 Teilen einen trojanischen Esel zu bauen, gewinnen Sie jede Schlacht, zumindest gegen Esel! Größe: 65x50x13 mm. Die kleinen Mini Puzzle aus Holz sind ideal als kleine Mitbringsel. Sie sind klein und kompakt, haben es aber in sich und sind der ideale Zeitvertreib für kleine Wartezeiten, Pausen u s w .

Der trojanische Esel
2,19 EUR inkl. 19,00% MwSt., Versand ab 4,95 EUR

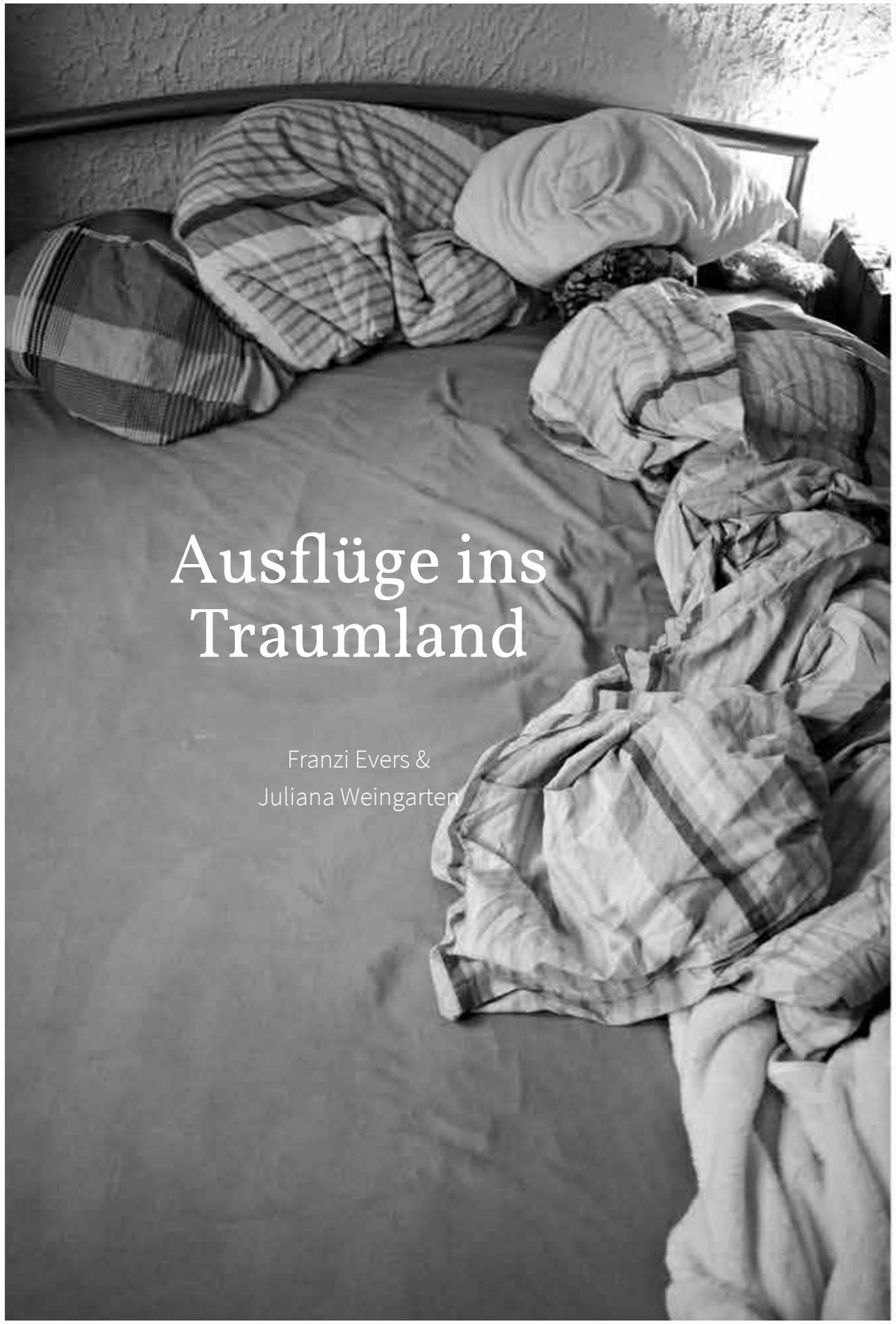
glas bricht scheiben fallen luft zerplatzt + explosion druckwelle entfernung + die luft zu zittern scheint metallfassade zerborsten + autos ausgebrannt verkeilt schlachtfeld splitter staub schutt + asche billig bombe düngemittel amoniumsulfat + benzin weiss gelb rauchpilz h2o glasschimmernder oh du goldene türme wachsen nicht endlos sie stürzen ein wie babylon splitter im gesicht blut auf den hemden aufzüge fallen strasse übersät verwüstung umkreis schutt loch im asphalt es waren viele menschen drin und

habe mir weh getan in
dieser festung
europas...
der bunker in der
stadt der toten zeit
war nicht standhaft!
tumulte, während die
karawane der
städtischen seßhaftig-
keit gen totalem krieg
zieht.
bin getroffen von nur
einer herumfliegenden
flasche, liege jetzt
hier in der ecke,
schließe die augen...
das ist logistisch gut in
dieser stadt der toten
zeit. zurück zu den
ursprüngen was bleibt
mir sonst noch?
schlafen, etwas blut
halb so schlimm,
besser ist das.

_die letzten gedanken
von madelaine
während ihres türkei-
urlaubs

What is water-boarding?

GRATIS !
GRATIS



Ausflüge ins Traumland

Franzi Evers &
Juliana Weingarten

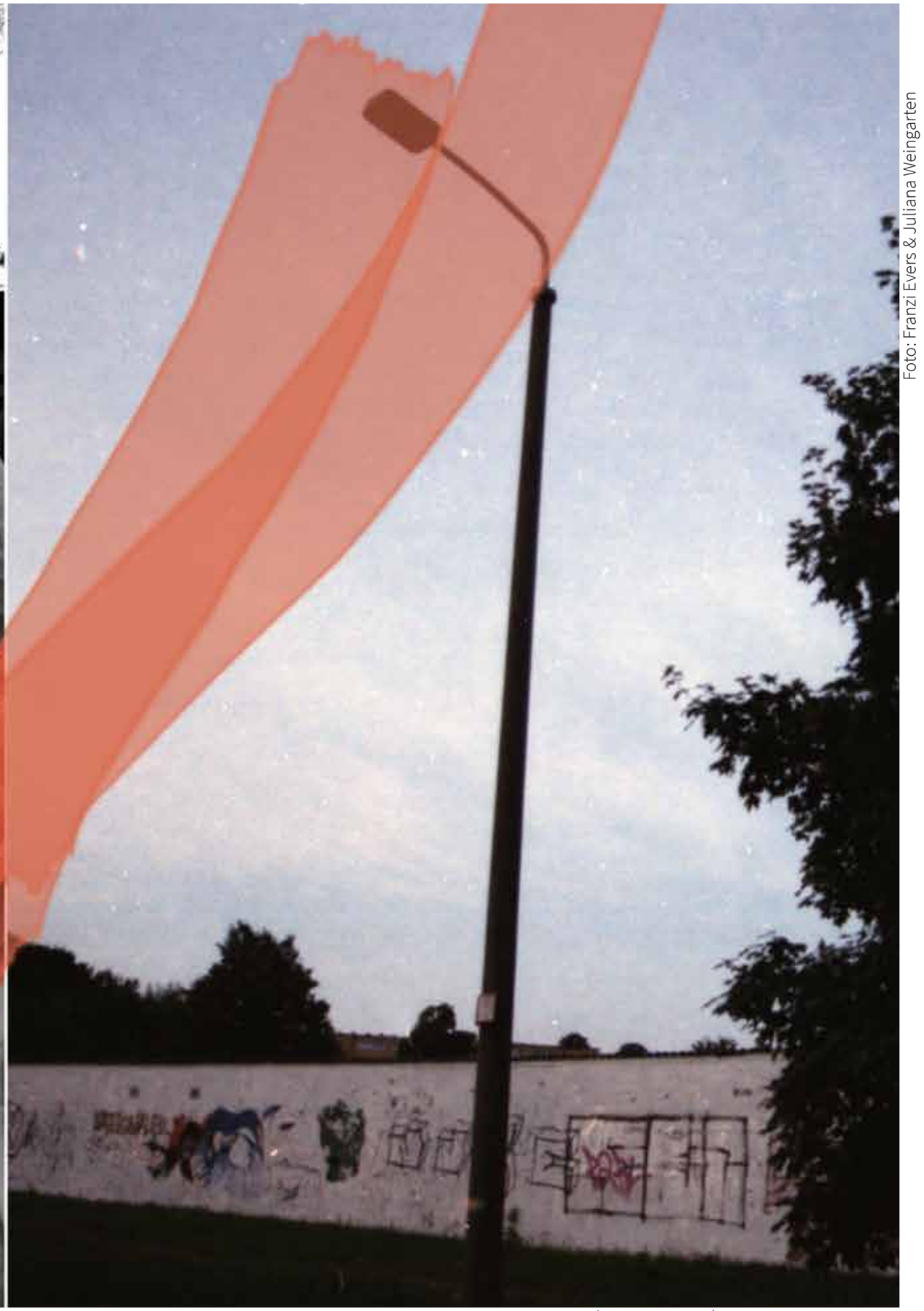


Foto: Franzi Evers & Juliana Weingarten

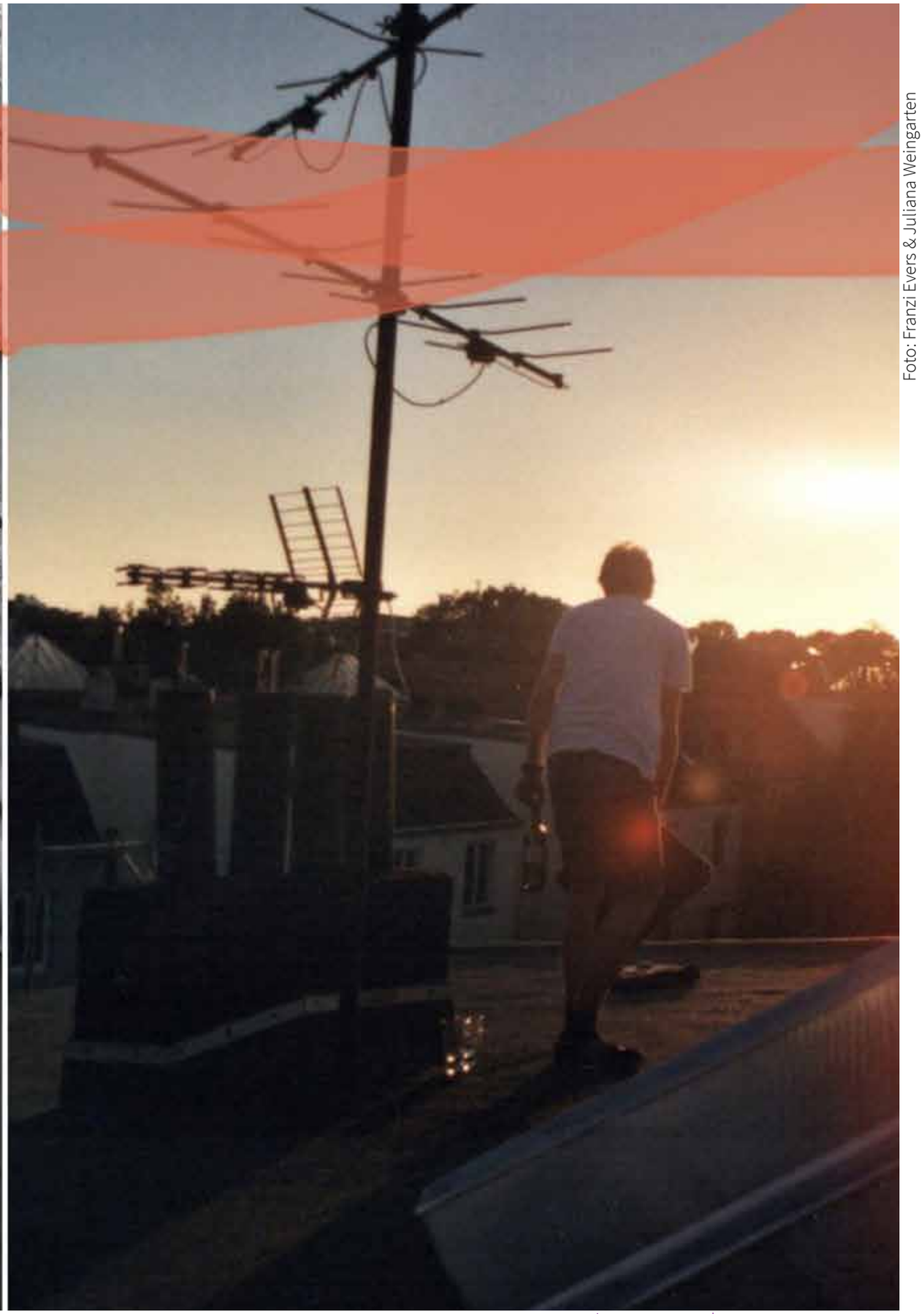


Foto: Franzi Evers & Juliana Weingarten

Lyrische Prosa

Sabine van Lessen

Foto: Kelke van Lessen

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Lyrische Prosa

Sabine van Lessen

Das Auge ist in Bewegung, es schläft nicht, rennt von hier nach da, sieht sich alles genau an, unter dem Mantel der Lieder. Sieht sich das an und das und guckt in die eine andere Ecke.

So wie Fotografen, die durch die Welt gehen. Nur nachts bewegen sich die Augen eines Fotografen nicht. Nicht einmal in der REM-Phase. Daran erkennt man sie, die wirklichen Bildermacher unter den Fotografen, sie träumen nichts Besonderes und ruhen ihre Augen einfach nur aus. Meistens lassen sie nicht einmal die Bilder des Tages noch einmal auftauchen in ihrem schlafenden Bilderkopf, sie träumen meistens schwarz auf schwarz, aber sie hören gut während des Schlafes.

Lyrische Prosa

Sabine van Lessen

Die Bücher, sie flüstern in die Nacht hinein. Heute Nacht flüsterten sie schon von dem beginnenden Unglück, einem unbeschreiblich. Der Traum wird abgebrochen, das Licht eingeschaltet, noch schnell einen anderen Sender wählen, bevor das Drama beginnt.

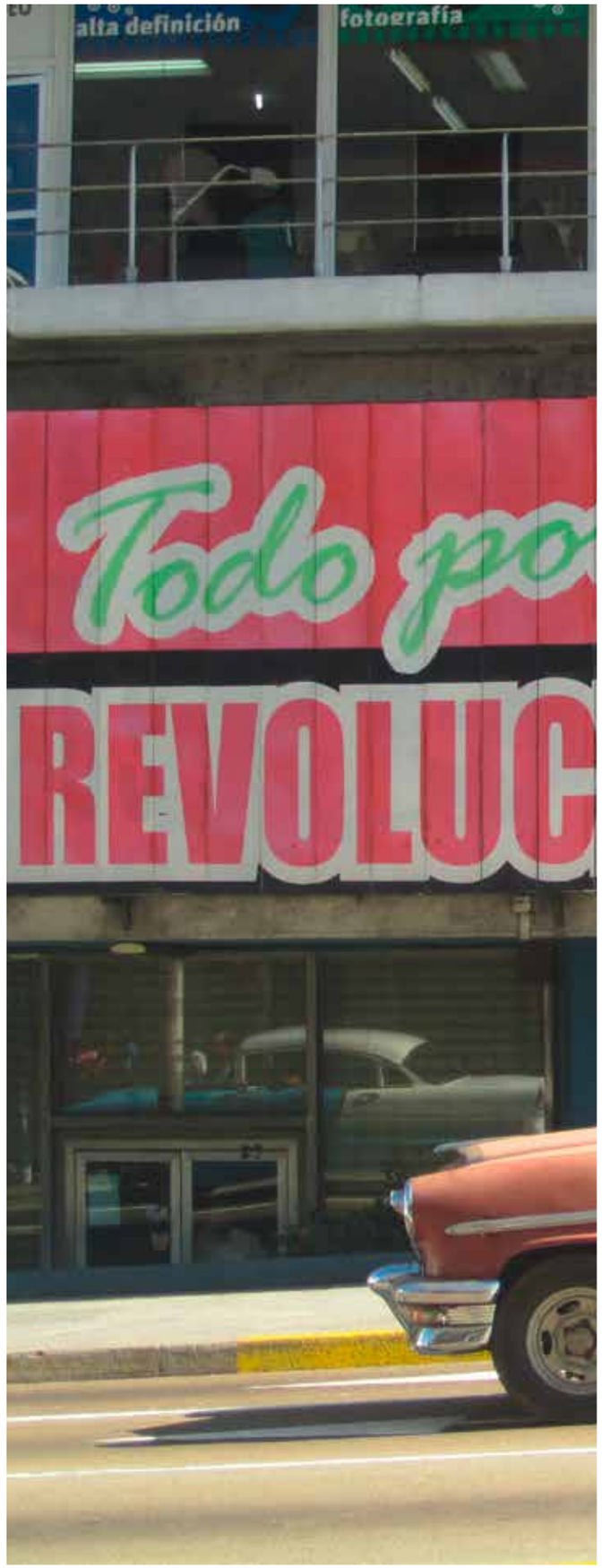
Lyrische Prosa

Sabine van Lessen

Und da ist der Tag auch schon wieder zu Ende. Draußen tummeln sich noch die Kinderlosen. Dieser Abend wollte schon im altmodischen Mädchenbabyrosa enden, da setzte etwas Liedhaftes vom Flusse her ein, um abzulenken vielleicht:

„Singen Liebeskummer“
in den Bäumen sitzen Mädchen in Winterkleidung
und singen Liebeskummer.
Auf die Oberfläche der Nacht
wurde geschrieben – mit dem Samen des Mannes.
Vorm Ostwind wurde gewarnt – nicht vor der Liebe.
Währenddessen stimmten die Mädchen
die Melodie der Begierde an.
Sofort blieb der Hund stehen,
das Wasser erblindete,
der Wind setzte sich im Weidenbaum fest,
die Tochter von der Rückseite der Erde –
begann erste Verben zu kauen
und der Mond . . . vergaß zu verschwinden.

„Viel Lyrik hintereinander verzehrt ist, als würden wir Gewürze pur gegessen. In die Geschichte eingefügt, wird sie ganz bekömmlich“, sagt die Frau zum Mann und schließt die Balkontür wie ein Buch. „Es ist schließlich schon spät, – wir müssen jetzt wirklich schlafen!“



Übermorgen in Israel

Oder: Wovon eine jüdische Gemeinde in Havanna träumt

Syliva Roth

Foto: Sylvia Roth

Als Simón ein kleiner Junge war, träumte er davon, ein großer Junge zu werden. In einem der ärmsten Gebiete Ecuadors wuchs er auf, in einer malariageplagten kleinen Stadt nahe der kolumbianischen Grenze, umgeben von Mangrovensümpfen und Regenwäldern. Die Mutter hatte die Familie verlassen, Simón und sein Bruder wurden vom Vater erzogen – einem Vater, der Gedichte schrieb, malte und als Umweltaktivist gegen die Zerstörung des Urwalds kämpfte. Ein Vater, der eher für die Träume als für die Wirklichkeit zu taugen schien.
Vielleicht träumte Simón aus diesem Grund auch dann noch, als sein Wunsch, ein großer Junge zu sein, bereits in Erfüllung gegangen war. Eine neue Sehnsucht trieb ihn um: Arzt zu werden. Da sein Vater die Kosten für das Studium nicht aufbringen konnte, bewarb Simón sich um ein Stipendium auf Kuba, dem großen sozialistischen Bruder mit dem besten Gesundheitssystem Lateinamerikas. Aus der Abgeschiedenheit der Provinz siedelte er in eine der quirligsten Metropolen der Welt über, in eine Stadt, deren Geräusche und Gerüche, deren omnipräsente Lebendigkeit und zugleich unaufhaltsame Morbidität sich auf keinem Foto einfangen lassen: Havanna. An der dortigen Universität lernte er erst die Grundlagen der Medizin, ehe er sich auf

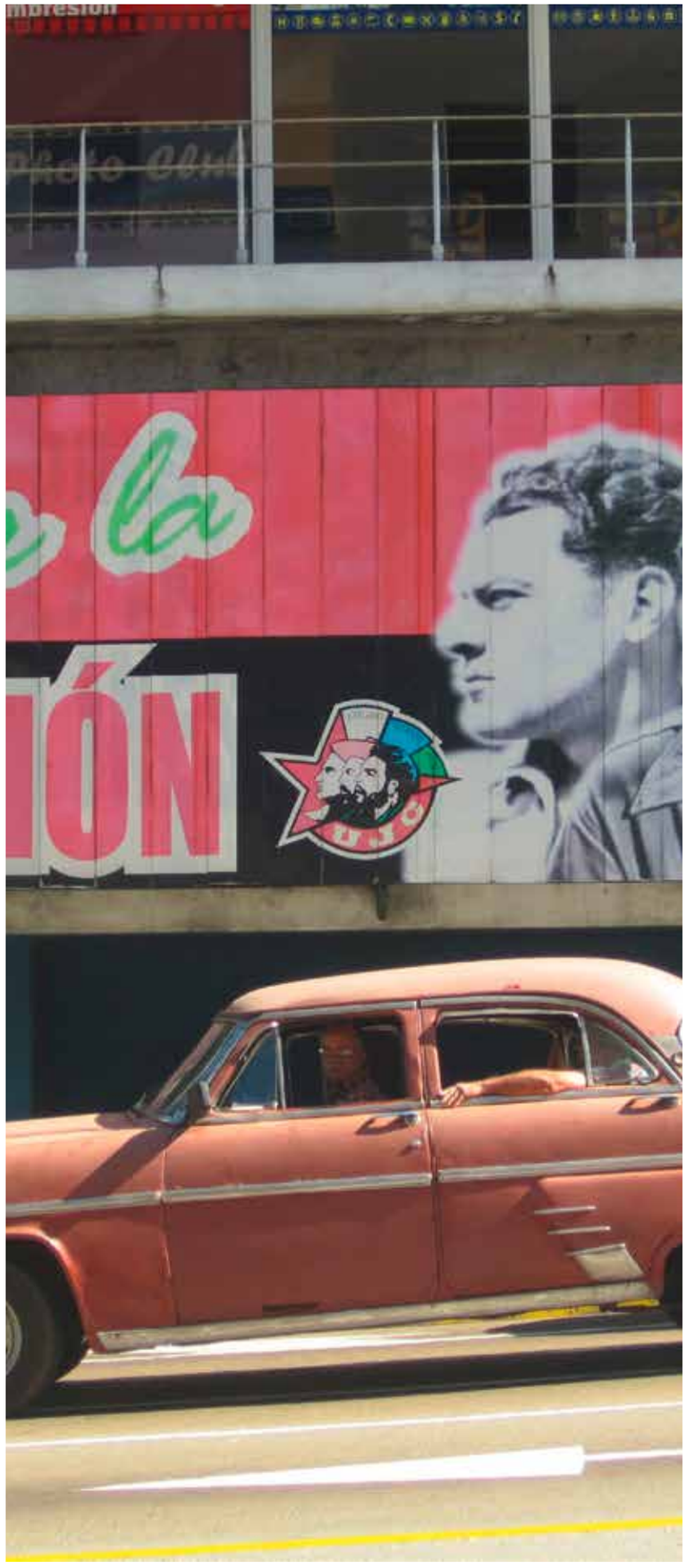


Foto: Sylvia Roth

Gynäkologie spezialisierte – und zwischen Anatomiebüchern und Schautafeln trat er schon bald in die aktivistischen Fußstapfen seines Vaters, engagierte sich als Studentensprecher, begegnete Fidel Castro im persönlichen Gespräch. Doch irgendwann machte die Politik ihn nicht mehr satt, Simón wandte sich zunehmend der Religion zu, besann sich auf seine jüdischen Wurzeln und entwickelte eine Vision: inmitten des kubanischen Sozialismus eine jüdische Gemeinde zu gründen.

Das war 2004. Jetzt, ganze zehn Jahre später, bin ich mit Simón verabredet, um mir von seinen Träumen erzählen zu lassen. Wir treffen uns in Havannas Stadtteil Vedado, wo die Villen aus den Zwanziger Jahren in ihrer fragilen Schönheit vor sich hin verfallen und wo ein paar Straßenzüge weiter Schlangen von Kubanern für eine Kugel Eis vor dem „Coppélia“ anstehen, jenem Café, das durch den Film „Erdbeer und Schokolade“ legendäre Berühmtheit erreicht hat. Der entschiedene, zielstrebige Gang ist das erste, was an Simón auffällt, dann die durchdringenden graugrünen Augen. Als Simón 2004 die Gründung seiner Gemeinde plante, existierte in Havanna bereits eine jüdische Glaubensgemeinschaft, eine orthodoxe – deren Synagoge er mir nun zu

Foto: Sylvia Roth

Beginn unseres Gesprächs zeigen will. Der Blick auf das Gebäude offenbart sogleich: In diesem Bau steckt Geld. Simón deutet auf den Aufkleber eines vor der Synagoge parkenden Autos: Joseph & Peggy Beck Foundation. „Fidel Castro hat die Gründung dieser Synagoge nur erlaubt, weil sie von Amerika subventioniert wird und Devisen bringt", da ist sich Simón sicher. „Und weil er dadurch ganz leicht kontrollieren kann, wer zum Gottesdienst geht und also Jude ist. Hier taucht schon mal Raoul Castro beim Chanukka-Fest auf, um den Gläubigen persönlich die Hände zu schütteln." Mit solch einem institutionalisierten Judentum wollte Simón nichts zu tun haben, seine eigene Gemeinde sollte nicht mit dem Staat vermischt werden, er wollte seinen Glauben ungehindert leben können, aber nicht instrumentieren lassen.

Vor der Revolution lebten viele Juden in Havanna, die meisten von ihnen Geschäftsleute, die Kuba fluchtartig verließen, als der kommunistische Umbruch sich vollzog. Die wenigen, die blieben, praktizierten ihren Glauben nur mehr im Privaten, inmitten eines theologischen Schmelztiegels. Denn im Gegensatz zu anderen sozialistischen Ländern wurden die Religionen auf Kuba nie aktiv verboten. Es wäre schlicht undenkbar gewesen, den afrikanischen Santería-Kult oder die Pilgerfahrten zur Nationalheiligen „El Cobre" aus dem Alltag der Kubaner zu tilgen. Dennoch: So offiziell der Weihrauchduft der Santería durch die Gassen Havannas zieht und so selbstverständlich die Cobre-Statuen die Fensterbänke zieren – eine Kippa trägt keiner in der Öffentlichkeit. Als Simón sich vor zehn Jahren auf die Suche nach Mitstreitern begab, musste er alle Sensoren ausfahren, um potenzielle Glaubensgenossen zu erkennen. Nur bei wenigen war es offensichtlich, bei den meisten war vorsichtiges Herantasten angesagt. Aber nach und nach fand er sie – seine Mitgläubigen.

Inzwischen umfasst die kleine Gemeinde etwa siebzig Mitglieder, Simón ist ihr 1. Vorsitzender – und nun, nachdem wir der orthodoxen Synagoge in Vedado den Rücken zugewandt haben, will er sie mir vorstellen. Im „Taxi collectivo", dem kubanischen Sammeltaxi, das Simón mit hochgehaltenem Daumen an den Straßenrand winkt, fahren wir nach Cerra, schaukeln uns in einem alten, klapperigen Buick, der durch viele Operationen am Leben erhalten wurde und sicher keinen Originalmotor mehr besitzt, in den Nordosten Havannas. Im Wagen läuft Salsa, als wolle der Fahrer brav die Klischees erfüllen, die über Kuba in Umlauf sind. Nach und nach lassen wir die morbiden Kolonialbauten des Zentrums hinter uns, die Fassaden werden nun von 50er-Jahre-Siedlungen dominiert, Fahrrad-Rikschas schlängeln sich an uns vorbei, bisweilen sogar eine Pferdekutsche – die Zeit, die in Havanna stehen geblieben ist, reicht bis ins 19. Jahrhundert zurück. Und wie der rote Faden zwischen diesem stilistischen Patchwork ziehen die sozialistischen Parolen am Autofenster vorüber, auf Häusermauern gemalt oder Stellwände gesprüht. „Todo por la revolución!" Nach einer halben Stunde kommen wir an, in einer kleinen Gasse, wo im Hinterhof ein einstöckiger Betonbau mit Flachdach steht: Wohnhaus, Tischlerei und Synagoge in einem.

Jorge, der in diesem Gebäude mit seiner Familie lebt, begrüßt uns mit seiner Frau und den beiden Kindern, auch eine Katze springt an uns vorbei. Stolz zeigt Jorge die Werkstatt, in der er tagtäglich Humidore baut. Auf der Werkbank reihen sie sich in verschiedenen Stadien aneinander, einige noch im Rohbau, andere bereits fein gedrechselt für all die Havanna-Zigarren, die von den Touristen nach Hause befördert werden wollen - Symbole des Kapitalis-

Foto: Sylvia Roth

mus, hergestellt im sozialistischen Staat. Jetzt jedoch legt Jorge seinen Arbeitskittel ab, setzt die Kippa auf, hängt sich den Talitt, den Gebetsschal um, und begibt sich ins Nebenzimmer, das zum Gebetsraum umfunktioniert ist. „Comunidad Hebrea Mesiánica“, steht auf einem Plakat an der Wand geschrieben: Im Gegensatz zu den orthodoxen Juden folgen Simóns Leute den Gesetzen der messianischen Lehre und somit dem Neuen, nicht dem Alten Testament. Noch zehn andere Gläubige sammeln sich in dem kleinen Zimmer mit einer Küchenzeile, einem Chanukka-Leuchter und einer Fahne mit Zionstern. Der eine ist Frisör, der andere Handwerker, wieder einer ein Theologe, der in einer Druckerei arbeitet; sogar zwei amerikanische Medizinstudentinnen, die sich an der Universität in Havanna ausbilden, haben sich angeschlossen. Alle haben sie lange Wege aus den verschiedenen Stadtteilen Havannas auf sich genommen, um hier zusammenzukommen, zu lesen, zu singen und zu beten.

Die Träume dieser Menschen, die nun in einem einfachen Betonbau am Rand von Havanna ihr Gebet sprechen, liegen allesamt im Glauben. Das erfahre ich, als wir nach dem Ritual gemeinsam essen und plaudern. Denn das Wichtigste ist ihnen, dass sie ihre Religion praktizieren dürfen. Offenen Antisemitismus gebe es zwar nicht auf Kuba, da sind sich alle einig, doch für einige war und ist es immer wieder schwierig, den Sabbat einhalten zu können. Ein areligiöser Betrieb, eine intolerante Firma – und schon liegt die Kündigung auf dem Tisch bei einem, der sich weigert, am Samstag zu arbeiten. Luis, ein studierter Theologe aus der Ukraine, der seit Jahrzehnten sein Einkommen an der Druckmaschine verdient und mit Anfang 70 einer der ältesten der Gruppe ist, erinnert sich: „Die Kollegen haben mich respektiert, deshalb war es mir möglich, am Samstag den Sabbat zu feiern. Aber selbstverständlich war das nicht.“

Seit den 90er Jahren ist die Toleranz gestiegen: Als mit der Auflösung der Sowjetunion die Unterstützung des großen Bruders wegfiel und auf Kuba die Hungersnot ausbrach, stieg auch die Sehnsucht nach einem Glauben jenseits der kommunistischen Ideologie. In dieser „Periodo special“ machte Fidel Castro zahlreiche Zugeständnisse sowohl im religiösen als auch im ökonomischen Bereich: kleine privatwirtschaftliche Unternehmen wurden nun gestattet, die Eröffnung eines Restaurants im privaten Wohnzimmer etwa oder Zimmervermietung an die vielen Reisenden, die das sozialistische Freilichtmuseum jährlich bestaunen wollen. Der Tourismus sollte Kuba retten – bis heute ist die Touristenwährung, kurz CUC genannt, für viele Kubaner der Stoff, aus dem die Träume gemacht sind.

Simóns kleine Privatwirtschaft lebt nicht vom Geld, sondern vom Glauben. Umgerechnet 20 Euro verdient ein Arzt auf Kuba im Monat – wäre Simón in der Tourismus-Branche tätig, könnte er den selben Betrag an einem Tag in Trinkgeldern erhalten. Doch das interessiert ihn nicht. Fünf Tage die Woche arbeitet er ganztags in der Praxis, zwei- oder dreimal die Woche muss er außerdem Nachtwache im Krankenhaus schieben, das gehört zu seinen Pflichten gegenüber dem sozialistischen Gemeinwohl. Am Sabbat unterrichtet er die Kinder seiner Gemeinde in hebräischer Sprache und in der Lektüre der Tora. Gemeinsam mit den anderen organisiert er die Feiern der großen jüdischen Feste, Chanukka, Bar Mizwa. „Man gewöhnt sich“, antwortet er lapidar auf die Frage, wie er das alles schaffe und: „Ich brauche nicht viel Schlaf.“

In alle Bereiche scheint der Arm der Politik auf Kuba hineinzuragen, immer wieder stößt man daran an, ohne es vorher zu ah-

Foto: Sylvia Roth

nen. Als ich die Kamera aus der Tasche ziehe, um Fotos zu machen, reagieren die beiden amerikanischen Medizinstudentinnen panisch, wollen auf keinen Fall mit aufs Bild: In den USA meide man sie, seit sie sich für ein Studium im Land des Feindes entschieden haben – es wäre ungut, nun auch noch mit dem Judentum in Verbindung gebracht zu werden. Das Misstrauen ist groß, die meisten sind auf der Hut, wenn es um das Regime geht, weichen Fragen aus. Bewusst halten sie die Verbrechen der Geschichte wach und verzeihen sie nicht: „1939 hat die kubanische Regierung einem Schiff mit neunhundert jüdischen Flüchtlingen die Anlege-Erlaubnis verweigert", erzählt Simón. „Und selbst wenn die heutige Regierung eine andere ist – auch das Verhältnis von Castro zu Israel ist ein gestörtes". Ja, pflichten ihm die anderen bei, Castro mache gemeinsame Sache mit den Palästinensern, aus Rache dafür, dass Israel neben den USA der einzige Staat ist, der immer noch für die Aufrechterhaltung des Wirtschaftsembargos gegen Kuba stimme. Es ist offensichtlich: Obwohl viele der Anwesenden schon lange auf Kuba leben oder gar hier geboren sind, werden sie nicht warm mit ihrem Land – und so will ich wissen, was Kuba denn in ihren Augen ist. „Ein Salat aus verschiedenen Kulturen", sagt Irmais, ein junger Frisör, so distanziert, als lese er aus dem Reiseführer vor, und Jorge, der Schreiner, poltert los: „Cuba es un Holocaust – Kuba ist der Holocaust." Die anderen lächeln verlegen.

Fast scheint es, als müsse die Lehre von der Diaspora, diese Doktrin der ewigen Heimatlosigkeit, zum Lebensgefühl gemacht und so schmerzhaft belassen werden wie eine immer wieder aufgerissene Wunde. Als sei das der eigentliche Motor für den Glauben. Denn letztlich gilt für alle Anwesenden nur eine Definition: Kuba ist nicht Israel. Hier sind sie geboren, aber hier ist nicht ihr Zuhause, hier sind sie auf ewig fremd. Auf Kuba kann das vollkommene Leben nicht stattfinden, deshalb ist das Ziel, irgendwann, in einer fernen Zukunft, die vielleicht gar nicht mehr in ihrem Leben liegt, ins Gelobte Land auszuwandern. Auch Simón träumt davon, nach Israel zu gehen. Er ist nun Anfang 30, ein fertig ausgebildeter, hoch qualifizierter Arzt, der bald seine Freundin Gaby, die ebenfalls Mitglied der Gemeinde ist, heiraten möchte. Zunächst aber muss er für zwei Jahre nach Ecuador zurück, um seinem Land – als Gegenleistung für das Stipendium – das auf Kuba erlernte Wissen zur Verfügung zu stellen. Im tiefsten Regenwald, fern von den Gesundheitszentren der Städte, wird er mit dem Kanu von Dorf zu Dorf, von indigenem Stamm zu indigenem Stamm fahren, um auch jenseits der Zivilisation medizinische Versorgung zu gewährleisten.

Ob die kleine jüdische Gemeinde ohne Simón weiter existieren wird? Wer soll an seiner Statt jeden Samstag die Kinder unterrichten? Das sind Fragen, die zu groß sind für diesen Abend in Havanna, wo nun die Dunkelheit anbricht, während die Geräusche der immer vorlauten Stadt nach und nach zur Ruhe kommen. Fragen, die man lieber noch nicht stellt, denn es gibt Momente, in denen auch in einem messianisch orientierten Glaubenskreis die Gegenwart wichtiger ist als die Prophezeiung: Die Vorbereitungen für das Bar Mizwa-Fest, das über Ostern gefeiert wird, müssen dringend angegangen werden, Simón verteilt Aufgaben, ehe sich alle auf den Nachhauseweg machen. Einen kompletten Campingplatz auf dem Land, fern der Hauptstadt, haben sie aus diesem Anlass gemietet – alle Mitglieder gemeinsam wollen verreisen und feiern. Ein kleiner Traum wird da Wirklichkeit werden. Ganze drei Tage lang.

Traum

Yvonne Janetzke

Foto: „Nachttisch“ Yvonne Janetzke

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Traum

Yvonne Janetzke

Ich sitze gefesselt auf einem Floß im Dschungel und treibe in drückender Stille dahin, Dämmerlicht fällt durch hohe, dicht belaubte Bäume. Hinter mir stehen zwei Frauen, Hexen, beide hirntot und an Pfähle gebunden. Die eine ist schwaarzhaarig und in die Nasenspitze gepierct, ich kenne sie nicht. Die andere ist blond und sieht aus wie Michelle Pfeiffer. Schlagartig öffnet sie blicklos schwarze Augen und starrt mir ins Gesicht. Entsetzen steigt in mir auf. Die Szenerie wechselt und ein Harry-Potter-Gollum rettet mich durch einen Gang hinterm Badezimmerspiegel vor der von den Hexen für mich arrangierten Zeremonie.

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Und dann und wann ein weißer Elefant.
Rainer Maria Rilke, Das Karussell
Jardin du Luxembourg

Zu klein

Sönke Busch

Foto: Steffi Urban

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Ich wusste nicht, ob ich geschlafen hatte, ob ich immer noch schlief, oder wie ich in diesen Zustand geraten war.

Es war dunkle Nacht. Das spürte ich, ohne etwas tun zu müssen. Meine innere Uhr diktierte dies, ohne, dass ich etwas hätte tun können. Ich wusste nicht, ob ich geschlafen hatte, ob ich immer noch schlief, oder wie ich in diesen Zustand geraten war. Langsam dimmerten meine Sinne wieder auf, aber ich hatte nicht vor, die Augen zu öffnen, die Luft zu riechen, den Boden zu spüren oder mich in irgendeiner anderen Art mit meiner Umwelt auseinanderzusetzen.

Der Abfahrt, welche nach Delmenhorst abzweigte, sah man ohne größere Probleme an, dass niemand sie in dem Gedanken errichtet hatte, einem hoffnungsfrohen Autofahrer einen Pfad in eine leuchtende Zukunft zu schenken. Düster schlängelte sich die wie mit Nadel und Teerfaden gestopfte Straße in die Dunkelheit des irgendwie stummen Ortes. Ich lag knapp hinter der Leitplanke und hatte die Augen geschlossen. Vereinzelte, schwere Tropfen des Oktoberregens zerplatzten auf meinem Gesicht. Ich musste daran denken, das Regentropfen unter dem Mikroskop gesehen eher die Form von winzig kleinen Hamburgern denn wirklich tropfenform hatten. Ich bekam Hunger und öffnete den Mund. Ein fetter Regenhamburger fiel mir bis in den Hals und ich musste husten. Kurz krümmte ich mich, und ließ mich dann mit dem Rücken wieder auf den nassen Unrat am Wegesrand fallen.

Ich atmete durch die Nase ein, und tiefe Erinnerungen machten sich in mir breit, die Form von alter, intensiver, fast archaischer Erinnerung, die nur ein Geruch auslösen kann. Es roch nach Öl, Schnaps und den frischgewaschenen Pullovern von Kindern nicht so reicher Eltern. Das kreischende Xenonlicht eines modernen Oberklassefahrzeugs schnitt unterhalb der Leitplanke entlang und durchdrang meine nach wie vor geschlossenen Augen. Rauschenden Klanges zogen die letzten Sommerreifen vorbei und benetzten mich mit einer leisen Gischt, welche sich bei der Berührung meines Gesichts leicht schmierig anfühlte und meine Hand an meiner Wange vorbei wieder in Richtung Schwerkraft gleiten und auf den lehmigen Untergrund klatschen ließ.

Langsam ordneten sich meine Gedanken, die große Frage, wie so oft, wie ich denn hier wohl herkommen wäre, umgab mich, und wie immer war die Antwort nicht leicht zu finden.

Ich schloss die Augen wieder.

Also wirklich Delmenhorst.

Naheliegend war, das ich das gute alte Jim-Morrisson-Spiel gespielt hatte, was aus zwei Flaschen Whisky bestand und dessen Preis die Überraschung des morgens aufwachen war. Ich spielte dieses Spiel nicht zum ersten Mal, und vielleicht, vielleicht war meine Siegertrophäe diesmal Delmenhorst.

Ich hörte das platschende Getrippel von sechs Füßen neben meinem Kopf. Dann das Zischen von Sprühdosen. Dann wieder hektisches Geplatsche. Endlich öffnete ich die Augen und schaute nach oben. Mühsam schob ich den Kopf in den Nacken und las was dort über mir, an der siffigen Schallschutzwand geschrieben stand.

„Delmenhorst“

Ich schloss die Augen wieder. Also wirklich Delmenhorst. Langsam setzte mehr Erinnerung ein. War es Zufall, dass ich hier gelandet war, oder war es ein Vorhaben und Absicht gewesen, mich hier wieder zu finden? Alles war so klein hier. Kleiner als ich. Als geborener Bremer wohnt einem jeden von uns das Gefühl, die Sehnsucht, nach etwas Größerem inne. Jeder Mensch, der in BremenCity aufwuchs, kannte das Gefühl, dieser Stadt zu entwachsen wie etwa ein Kind seiner roten Lieblingshose.

Bremen mag eine Stadt der Jugend sein, doch ist sie bestimmt keine Stadt den endgültigen Schritt zur Selbsterkenntniss zu gehen. Den Schritt, welcher das Erwachsenwerden einschließt. Die Momente des Abstandes, die Momente der Betrachtung aus der Ferne, sind Momente die man aus der Ferne erleben muss. Der innere Abstand zu sich selbst folgt dem äußeren Abstand zur Heimat. Es braucht ihn, um zu sehen und zu verstehen, woher man kommt, und vielleicht auch, was man ist. Die Stadtgrenzen von Bremen sind hierfür nicht weit genug.

Ich dachte an die Geschichte eines Vorarlberger Bergsteigers, der schon in jungen Jahren jeden möglichen noch so hohen Gipfel seiner Heimat erklomm. Als er eines Tages auf dem letzten Berg stand und in die Welt schaute dachte er sich, nun mehr von ihr sehen zu müssen. Fernweh stieg in ihm auf und so packte er seine Sachen und ging los, bis zur Grenze von Vorarlberg, nach kaum 30 Kilometern machte er kehrt. Sein Heimweg zwang ihn. Fernweh ist nur die Sehnsucht nach Heimweg. Bremer Heimweh und somit Bremer Stolz ist etwas, das nur in der Ferne gedeiht. Auch ich hatte Heimweh nur einmal gespürt, weit weg von meinem Zuhause, aber es war mehr eine Welle gewesen, die so schnell wieder

Was Sven Regener hier wollte, hatte ich auch nie verstanden.

abebbte, wie sie angewachsen war. Eher wie eine aufblitzende Migräne, denn wie eine langwierige Krankheit, und doch stellte sich die Frage, warum ich nach Bremen zurückgekommen war. Tausend Antworten.

Der lehmige, durchweichte Boden war vielleicht nicht der Moment, um diese Fragen zu beantworten. Es war eher Verdrängungszeit. So weit es eben für den Moment ging. Verdrängung in Delmenhorst. Einige Menschen hatte ich gefragt, was sie mir zu dieser Stadt erzählen konnten, und die wenigen, die nicht nach drei Sätzen bei Sarah Connor gelandet waren, sprachen mit seltsam verhaltener Stimme von ihrer Herkunft.

Delmenhorst. Was für ein Klang.

Delmenhorst. Versagte Hoffnung. Was Sven Regener hier wollte, hatte ich auch nie verstanden. Was für eine fantastische Idee des alten Sängers, sich einen Liebeskummer zuzuziehen, und sich zu entschließen, Heil in Form von Delmenhorst zu suchen. Ich summte die Melodie, als mir noch eine andere Ode an Delmenhorst der Musikkapelle „Ulli‘s Gang“ in den Sinn kam:

denn wo die delme in die weser fließt
man deldorado liesst
und wo die leute auf der autobahn
nach bremen fahren verdrießt
da möchte ich so gern zuhause sein
während du in bremen schmorst
denn ich hab hier das paradies gesehen,
ich war in delmenhorst
Ich stand ja heute schon im stau
mir wurd vor wut im magen flau
im blech gefangen vor sebaldsbrück
da wird man doch im kopf verrückt
ich wollt nach delmendaddel hin
nach ruhe und kraft stand mir der sinn
denn diese stadt ist ein gewinn
delmendaddel
Vor jahren hab ich ganz versteckt,
die kleine stadt für mich entdeckt
ich fand auch meine liebe dort
und wollt seit dem nie wieder fort
Ich würd auch gerne öfters hier sein
und schau auch oft ins glas hinein
ich fühl mich hier niemals allein
delmendaddel

So klein, dass es einem die Luft zum Atmen nahm.

Beklemmtes Warten auf noch mehr Warten.

Da lag ich nun, im Dunkel der Leitplanke, öffnete die Augen und schaute in den Pechschwarzen Himmel und die fetten Tropfen schlugen in meinem Gesicht ein. Ich drehte mich zur Seite und lugte in Embrionalstellung nah am Boden über die Fahrbahn und sah verwaschen die Skyline der Stadt. „Zu klein“, dachte ich mir, „zu klein“, in der gleichen verzweifelten geistigen Betonung, in der mir manch ein mal „Ich kann nicht mehr“ durch den Kopf geht.

Zu klein, alles war viel zu klein, die Tropfen verschmierten meine Brillengläser und die kleinen Lichter der wenigen achtstöckigen, innerstädtischen Bauten wurden zu leuchtenden, verwaschenen Sternen. Zu klein. So klein, dass ich es nicht mehr aushielt. Das war schon in Bremen so gewesen. So klein, dass es einem die Luft zum Atmen nahm. Beklemmtes Warten auf noch mehr Warten. Warten ohne einen Sinn, ein Ziel, einen Zweck. Dieses Warten machte mich Bewegungsunfähig, ja handlungsunfähig. Das einzige das blieb, war ein Fluchtreflex. Raus, in die Anonymität, dorthin wo mich keiner kannte, und mich auch keiner kennen lernen würde. Raus aus der Starre. Ein altes Bild floss mir wieder in den Kopf.

Stocksteif mitten im Leben stehend und darauf wartend, das jemand käme, mich wie einen Balken über seine Schulter warf und mich Kopfüber in eine perfekt auf mich angepasste, mit Wasser gefüllte Glassäule gleiten ließ, welche exakt so hoch war, das die Oberflächenspannung sich über meinen Nackten Fußsohlen schmatzend schloss. Die Arme fest an den Körper gepresst, wäre mit sofort, schon beim ersten Kontakt meines Schädels mit dem lauwarmen Wasser klar, dass es keine Möglichkeit geben würde, mich aus eigener Kraft wieder aus dem Wasser zu befreien. Eine tiefe Einsicht, ein logisches Verstehen, eine unaufgeregte Gewissheit würde sich breit machen. Das würdelose Zappeln, wenn mir die Luft ausginge, würde ausbleiben, mit stiller Würde, würde ich das Ende abwarten.

Genau so, genau diese Wassersäule, war Bremen für mich. Stillhalten, das Wissen um die Zukunft, die Prophezeiung der Cassiopeia, das Gefühl, die Angst um die Zukunft zu wissen, nichts tun zu können, und sie somit in stiller Eintracht zu ertragen, bis die Welt ohne mich weiter spielte. Trüb umwoben mich diese Gedanken als ich durch meine schiefe Brille schaute, und doch, doch beantwortete dies nicht meine Frage, warum denn nun ausgerechnet Del-

Was hatte diese Stadt wohl für mich vor bereitet.

War sie mir vielleicht wirklich klein genug.

menhorst. Ich überlegte weiter. Der einzige Sinn, hier gelandet zu sein, konnte nur einer Überlegung folgen: Wenn Bremen, diese perfekt von mir selbst auf meine Größe gezimmerte, endgültige Zelle war, dann musste ich nach Delmenhorst gekommen sein, um eine Zelle zu finden, die so klein war, dass ich in der Lage wäre, mich selbst aus ihr zu befreien.

Die Lichter auf der anderen Seite der Fahrbahn schalteten sich aus. Die Menschen schalteten ihre Lichtquellen aus und fügten sich nun doch der Nacht der Natur.

Ich setzte mich auf, griff mit einer Hand an die Leitplanke und zog mich auf die Beine. So stand ich dort, einen Moment, machte kehrt und begab mich schlurfenden Schrittes in Richtung Stadtmitte. Was hatte diese Stadt wohl für mich vor bereitet. War sie mir vielleicht wirklich klein genug. Es war vielleicht möglich, hier zu sehen, dass alle meine Träume von der weiten Welt, alle meine Ideen von der Grenzenlosigkeit des Erdballs tatsächlich nur Schutzfunktionen waren, die mir nur halfen, nicht in mich hineinschauen zu müssen.

Was für eine herrliche Idee: Nicht ich selber stehe im Innersten meines Leids, meiner Probleme und meiner Ängste, nein, dafür verantwortlich ist ausschließlich die Welt da draußen. Und schaut sie euch an, die Welt da draußen. Feindlich ist sie, sie hasst die Fremden, die Suchenden, alles was sie will, ist, mir alles zu stehlen, alles zu nehmen, Hab und Gut und Stolz und Würde, wenn sie in fremden Zungen über mich lästert und lügt und vor meinen Augen und Ohren mein Ende plant.

So groß ist die Welt, und es ist mehr als wahrscheinlich darin verlorenzugehen, ich würds ja gern, nur erschiene es mir nicht klug. Klüger schiene es wohl, mich selbst zu finden, und wo ginge das wohl besser, als in dunkler Nacht in Delmenhorst. Irgendwann unter der Woche, bei hochgeklapptem Kantstein.

Amerikanische Wissenschaftler hatten in den 90er-Jahren einen Raum gebaut, der in einer Art und Weise isoliert war, das es keinerlei Geräusch gab. An den Wänden hingen Schallbrecher, die jeden Klang verstummen ließen. Jedes Atmen, jede Bewegung. Nur das Rauschen des eigenen Blutes und der eigene Herzschlag waren zu hören. Kein Mensch hatte es jemals länger als 30 Minuten in diesem Raum ausgehalten. Später wurde er von staatlicher Stelle zur

Ich blieb kurz stehen und lauschte.

Tatsächlich. Es war Stille.

legalen Folter verwendet. So einen Raum brauchte ich. Ohne Ablenkung den Knoten in mir zu finden und endlich zu lösen.

Ich blieb kurz stehen und lauschte. Tatsächlich. Es war Stille. Nur der Grundton von Delmenhorst, welcher mir etwas flüsterte. Ich setzte meinen Marsch fort.

Ein Straßenschild empfing mich, Hasporter Damm nuschelte es trübe in den Abend hinein. Still war alles, doch lag eine Art von Anspannung in der Luft, eine Form von seltsamem, erwartungsvollem Kribbeln, wie ein hoffnungsvolles Versprechen, welches vor langer Zeit gegeben nach Einlösung gierte. Ein Versprechen auf Hoffnung an die Menschen hier, welches langsam auslief und auf der Kante balancierte, zwischen dem verzweifelten Verlangen nach Erfüllung und der langsam aufsteigenden Wut des Wortbruchs.

Ein leichtes Grundsummen, wie von einem Transformator, der keinen Abnehmer für seine Energie findet, säuselte durch die Straßen. Häuser blickten trübe in die Nacht, hier und dort flackerte blaues Licht von unnützen TV-Programmen in den von den Straßenlaternen ausgelöschten Sternenhimmel. Mancherorts standen alte Männer, deren Hunde sich raschelnd durch das Unterholz der teilbegrünten Gehsteige schnüffelten, auf der Suche nach einer Spur, auf der Suche nach einer olfaktorischen Neuigkeit. Die Enttäuschung, die Verzweiflung, dass alles so war wie immer, stand Herrchen und Hündchen gleichermaßen ins Gesicht geschrieben.

Und doch, in später Nacht, war hier irgendetwas. Vielleicht etwas, das mit einzelnen Sinnen nicht zu erspüren war, aber in seiner Ganzheitlichkeit den Ort zu etwas besonderem machte. Unter der Oberfläche schwang etwas, das Delmenhorst von den üblichen kleinen Städtchen des bundesdeutschen Republik unterschied.

Als wäre Edward Hopper der Flächennutzungsplaner dieses Ortes gewesen, bebte etwas unter den Straßen, das heraus wollte. Ich musste an die Mordstatistiken denken, in der Delmenhorst immer eine der Spitzenpositionen in Europa eingenommen hatte. Wieso gerade hier? Vielleicht das viele Grün, auch hier ähnelten sich die Städte Delmenhorst und Bremen und so viele gefährliche Orte der Welt, dort wo die Natur blüht, da lässt der Mensch seinen Trieben freien Lauf, im Guten wie im Schlechten.

Perfekt war es nirgends.

Sonst wäre nie jemand auf die Idee gekommen, überhaupt ein Flugzeug zu erfinden.

Ich trabte langsam, in Gedanken versunken, die Straßen hinab und durchsuchte mich nach den Dingen, die ich überhaupt von dieser Stadt wusste. Was hatten mir denn die Menschen dieser Welt in meinem Leben zu Delmenhorst erzählt? Hatte ich denn wirklich jemals jemanden danach gefragt? Immerwieder irgendwas mit Sarah Connor, die scheinbar mittlerweile zur Botschafterin der Stadt aufgestiegen war. Immer erzählte jemand was von Sarah Connor. Die Anzahl ihrer Sexualpartner schien in die Unendlichkeit zu gehen aber ansonsten? Ein guter Flohmarkt. Ein guter Schweinemarkt. Ein kleiner feiner Ort für die Kunst namens Coburg, die es mit Sicherheit auch nicht leicht hatte.

Ich war mal auf einem Spielplatz gewesen, auf dem ein Zug stand, den man bemalen konnte, der einzige, so wurde er gepriesen, der einzige legal zu bemalende Zug in Deutschland. Also bemalte ich ihn. In dem wissen, dass ihn hier, auf dem verwilderten Spielplatz in Delmenhorst niemand zu sehen bekommen würde. Und sonst? Was blieb in mir von Delmenhorst bis zum heutigen Tage?

Im Spaßbad war ich früher einmal gewesen, welches schon damals eine Spaßrutsche besaß, deren psychedelische Beleuchtung es mit jeder jugoslawischen Goaparty der frühen 90er-Jahre aufnehmen konnte. Erst Jahre später, als ich lang kein Kind mehr war, verstand ich den Gesichtsausdruck der alten Menschen vor den Massagestrahlen unter Wasser.

Ich war damals klein. Und es hatte sich nicht viel geändert. Klein war alles, wirklich klein. Ich schaute an meinen Beinen herab auf den Gehsteig und versuchte, meine Schritte an den Spalten im Gehweg vorbei zu lenken, was mir aber Aufgrund der gesprungenen Betonplatten unmöglich erschien. Ich rette mich auf eine der Bänke am Wegesrand und legte mich auf den Rücken. Mein Rückgrat schmeichelte sich in eine der gestohlenen Bohlen der Bank, ich schaute wieder in den Himmel. Selbstfindung in Delmenhorst, was hatte ich mir dabei nur gedacht. Die Wolken rissen auf und weit entfernt zog das blinkende Licht eines Flugzeugs vorbei. Ich fragte mich, wohin es wohl ziehen mochte. Nach Süden wohl. Es war bestimmt nicht hier gestartet und ich blickte ihm mit norddeutscher Sehnsucht hinterher. Perfekt war es nirgends. Sonst wäre nie jemand auf die Idee gekommen, überhaupt ein Flugzeug zu erfinden. Ich hatte mich entschieden, zu fliehen, aber

Ich dachte im Krampf an etwas Schönes.

So schön wie es nur ging.

nach innen, nicht nach außen. Es hatte seinen Grund, jetzt nicht in diesem Flieger nach Acapulco zu sitzen, sondern nass auf einer Bank in der norddeutschen Tiefebene zu liegen. Da war sie nun, diese Stadt, von der ich nichts wusste, außer ein paar alten Erinnerungen, aus Zeiten, als Dinge mit mir getan wurden, aus einer Zeit, als ich noch nicht selbst entschieden hatte, was mit meinem Leben werden sollte. So waren meine Erinnerungen an diesen Ort. Und genau besehen, waren das alle wirklich wichtigen Erinnerungen, die ich an mich selber hatte. Dinge die mit mir getan wurden, die mir geschehen waren. Wie die alten Männer mit ihren Hunden öffnete auch ich jeden Morgen meine Augen und war paralysiert von der Erkenntnis, dass sich wieder nichts von selbst geändert hatte. Weder hier, noch in Bremen. Dass ich selbst dafür verantwortlich war, und dass alleine der Versuch, vor mir selbst zu fliehen, von Anfang an eine zum scheitern verdammte Idee gewesen war. Es war egal, ob ich mit mir selber in Delmenhorst, Bremen, New York, Tokio oder der kenianischen Savanne herum hing. Ich würde mich selber nicht los werden.

Ein letztes Mal schloss ich die Augen und zwang mich dazu, sie geschlossen zu halten. Ich dachte im Krampf an etwas Schönes. So schön wie es nur ging.

Dann riss ich sie auf, als letzter Versuch, eine Änderung herbeizuführen. Ich riss sie auf, und alles, alles war gleich. Ich war immer noch mit mir selbst unterwegs. Die Regentropfen platschten in meine weit aufgerissenen Augen, ich schwang die Beine von der Bank, richtete mich auf, schaute mich um und ging auf den hinter mir liegenden Park zu. Plötzlich kam ein Zischen auf, ich blickte mich um und war mir sicher, nun in einen Raubüberfall zu geraten, aber da war nichts, niemand war zu sehen. Da erklang das nächste Zischen, dann ein zweites, ein drittes, bis sich ein vielstimmiges Zischen aufbaute. Ich schaute mich um, und es ragten lange weiße Stöcker aus den Büschen und Sträuchern des Parks, verwirrt flog mein Blick hin und her. Die ersten fetten, runden Körper watschelten auf die Wiese. Sie zischten und ich blieb stehen. Langsam kam das Geschwader der Schwäne auf mich zu. Tief atmete ich ein. Es war mir egal. Plötzlich, in dieser späten Nacht, irgendwo in Delmenhorst, war es mir egal. Egal, was mit mir geschah. Egal, was mit der Welt geschah. Mit Bremen, Delmenhorst, New York, Rio, Tokio.

Eine Welle von grenzenloser Freiheit umwusch mich

Irgendetwas war zu Ende. Wohl ein Weg. Ein kleines Stück Leben. Ein Abschnitt, von dem ich nicht gewusst hatte, dass es ein Abschnitt war. Eine Welle von grenzenloser Freiheit umwusch mich. Von Zukunft. Ein Kleid von Sorgen und Sehnsucht fiel von mir ab. Ein Kleid aus Vorschriften. Aus Ansprüchen an mich selbst. Aus geplanten Träumen. Es platze und fiel auf den nassen Boden des Parks.

Da stand ich. Nackt bis aufs Gefühl. Nichts von Bedeutung war sonst noch in mir. Langsam liess ich mich zu Boden gleiten. Die Schwäne kamen näher. Still und leise umringten sie mich, ließen sich nieder und bildeten mit ihren alten, vergilbten Körpern dieser schmutzigen Welt, in der sie genauso wenig wie ich leben sollten, einen engen Kreis um mich. Am Horizont blinzelte die Sonne auf. Leise warf der neue Tag sein warmes Licht durch die Weiden des Parks. Die Strahlen brachen auf mich herab und es war wie als Kind im Spaßbad, als ich aus den inneren Becken des Spaßbades durch die Plastiklamellen tauchte und hinausschwamm, in das warme, gute Wasser im Freien. Kalt war der Kopf. Heiß war der Körper.

So sollte es sein.

Kurzes

Gianna Lange

KURZES

Ich hab dich auf der Straße getroffen. Du hast mich gesehen und mich angestrahlt, ich bin dir um den Hals gefallen. Ich hab dich an mich gedrückt, ganz fest, und nicht mehr losgelassen. Deine langen Haare hatten immer noch diesen frischen Duft, den ich so gut kenne. Ich hab dich festgehalten und du mich. Wir haben uns wieder „Honey“ genannt. Wir haben nicht losgelassen, bis ich aufgewacht bin. Es war nur ein Traum.

INT. SCHLAFZIMMER – NACHT

Das Zimmer ist dunkel und still. In dem großen Bett in der Mitte des Raumes liegt eine junge Frau. Sie träumt. Das geht uns nichts an.
FADE OUT

Wenn tatsächlich alle nicht ihr Leben träumen, sondern ihren Traum leben... wovon sollen wir dann noch träumen?

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Der Traum von Freiheit oder die geklaute Revolution

Martin Märtens

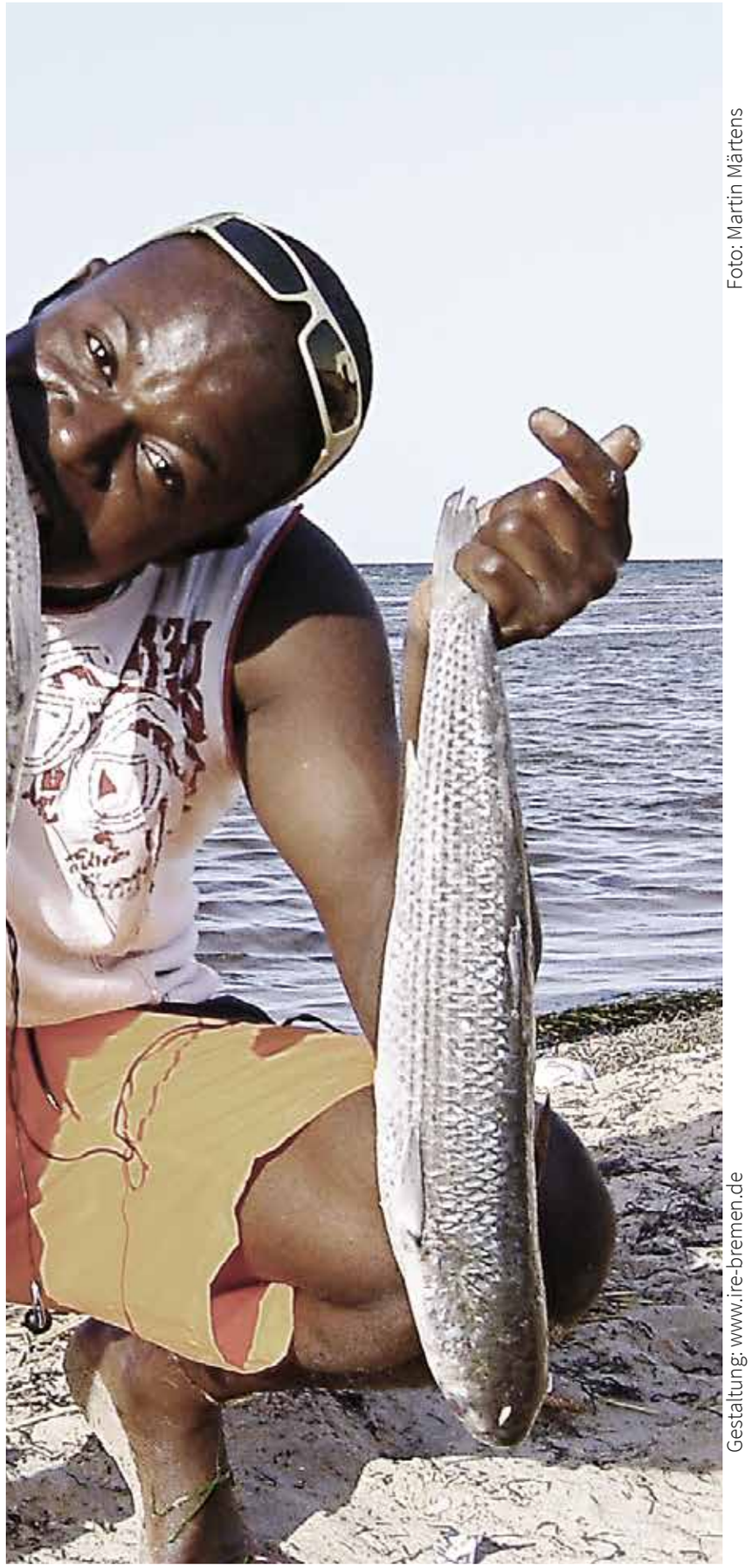


Foto: Martin Märtens

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Mitte 20 machte er sich auf den Weg in ein fremdes und unbekanntes Land. Fast ohne Kenntnisse der Kultur und ohne die Sprache zu sprechen. Im Gepäck nur einen Traum: Endlich frei zu sein.

Die Freunde aus der Heimat, von der Insel Djerba, seien allesamt nach Frankreich zum Studieren gegangen. Der Sprache wegen. Das kam für Mongi nicht infrage. Er suchte das Abenteuer, wollte eine neue Kultur und eine neue Sprache kennenlernen und damit seine Definition von Freiheit leben. Denn Freiheit ist das Wichtigste für den Tunesier. Deshalb verließ er 2004 sein Heimatland.

Nach Deutschland ist der heute 35-Jährige gekommen, nachdem er sich im Internet über die Bundesrepublik informiert hatte. Zumindest ein bisschen. Die niedrige Arbeitslosigkeit sowie die Möglichkeiten der freien Meinungsäußerung hätten den Ausschlag gegeben und für Begeisterung gesorgt. Angereichert mit einer großen Portion Abenteuerlust machte er sich auf den Weg. Doch gleich die erste Erkenntnis war eher befremdlich: „Als ich in Tunesien aufgebrochen war, hatten wir dort 30 Grad Celsius. Als ich in Hamburg gelandet bin waren Minusgrade und es lag Schnee.“ So kalt hatte er sich die Freiheit nicht vorgestellt.

„Aber ich bin ein freier Mann“

„Mongi, sag das nicht so offen“, „du musst aufpassen, mit wem du sprichst“ und „denk auch an deine Familie“, rieten ihm die Freunde in der Heimat. „Aber ich bin ein freier Mann“, sagt Mongi, „ich habe immer gesagt, was ich gedacht habe.“ Das ging in Tunesien damals aber nicht mehr. Er hatte Angst vor Repressalien, Angst, dass seine Angehörigen durch ihn leiden müssten. „Ich studierte zu der Zeit Jura, aber das war eigentlich nicht mehr möglich.“ Die Macht der Herrscherfamilie war zu groß und allgegenwärtig. „Wenn ich weiter meine Meinung gesagt hätte, hätte ich mit Sanktionen rechnen müssen.“ Immer mehr machte sich Perspektivlosigkeit breit. Sein Entschluss, sich auf die Suche nach einem freien Land zu machen, nahm immer konkretere Formen an. „Wir waren gut ausgebildet, hatten aber trotzdem keine Arbeit. Die Revolution deutete sich zwar damals schon an, ich wollte und konnte aber nicht mehr warten.“

Er landete schließlich in Hamburg. Nach einem Deutschkurs hatte Mongi begonnen, Sportwissenschaften zu studieren. Drei Semester hielt er durch, dann gab er auf – obwohl das genau das war, was er eigentlich immer hatte machen wollen. Am liebsten wäre er Sportlehrer geworden. Die Sprachkenntnisse reichten zu dem Zeitpunkt aber einfach nicht aus. Er spielte sogar mit dem Gedanken, zurückzukehren – doch seinen Traum von Freiheit wollte er so schnell nicht begraben. Dann wenigstens etwas mit Kindern machen, dachte Mongi damals. Schon in Tunesien hatte er als Animateur viel mit Kindern gearbeitet, zudem sechs Geschwister und zahlreiche Nichten und Neffen. Mit seiner damaligen Frau zog er nach Bremen und machte eine Ausbildung zum Sozialassistenten. Es folgte eine weitere Lehre zum Erzieher. Heute arbeitet er im Kindergarten. Alle werden jeden Morgen mit einem breiten Lächeln und Namen von ihm begrüßt. Man hat das Gefühl, Mongi lebt seinen Traum, auch wenn er nicht Sport unterrichten darf. Dafür geht er gerne mit den Kids in die kleine Sporthalle oder spielt mit ihnen Fußball auf dem Außengelände.

„Der Traum von einem freien Tunesien lebte in uns“

„Die Revolution kochte auf kaltem Feuer, wie wir zu Hause sagen“, erinnert sich Mongi. Er meint damit, dass es im tunesischen Volk schon sehr lange brodelte.

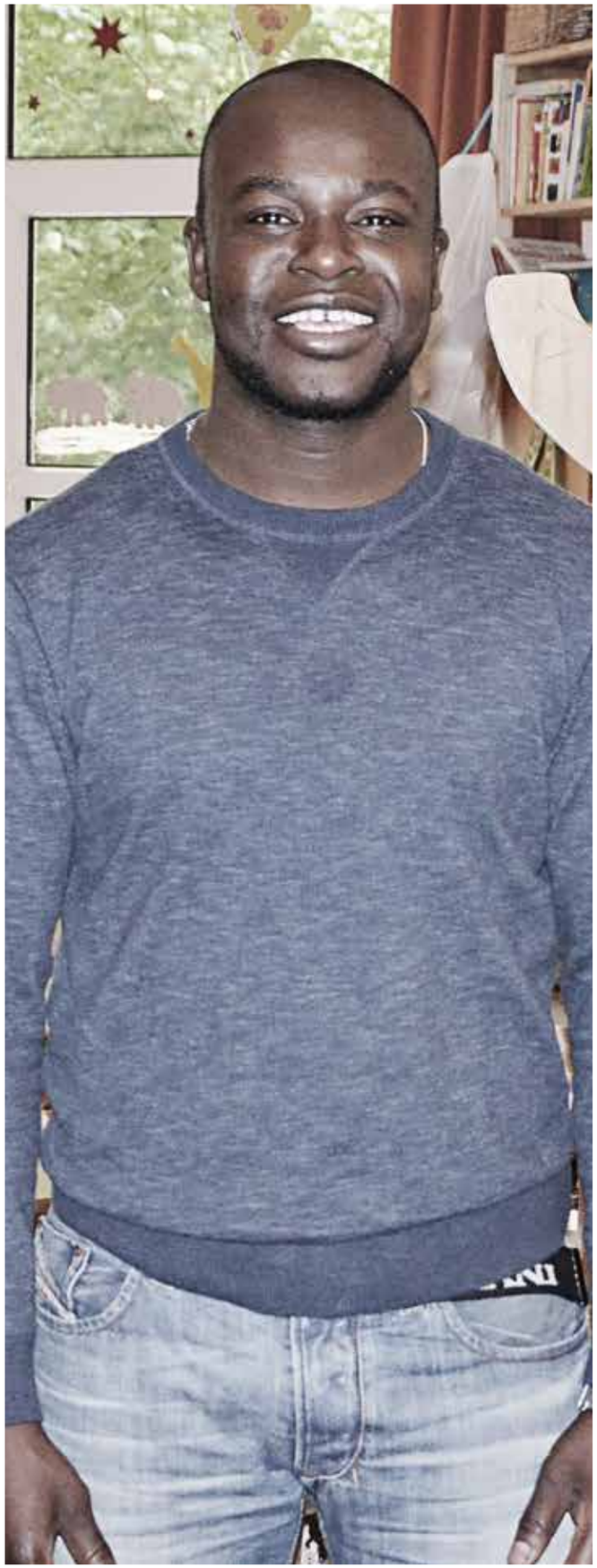


Foto: Martin Märtens

Zu allmächtig seien Ben Ali und seine Angehörigen gewesen, alle wichtigen Posten seien nur untereinander vergeben wurden. Die Arbeitslosigkeit, besonders bei der jungen Bevölkerung, sei stetig gestiegen – ebenso wie die Lebensmittelpreise. Und nur die kleine Oberschicht wurde immer reicher. „Ich habe eigentlich jeden Tag darauf gewartet, dass es endlich losgeht." Den Ausschlag gab Ende 2010 ein junger Gemüsehändler, der sich aufgrund immer wieder erfahrener Sanktionen von Seiten des Staates öffentlich verbrannte. Plötzlich gingen überall im Land die Menschen auf die Straßen – von sich aus ohne übergeordnete Institution. „Der Traum von einem freien Tunesien lebte in uns."

Geändert habe sich im Land seither allerdings wenig. Zwar gebe es mittlerweile so etwas wie eine Demokratie, doch noch immer herrsche hohe Arbeitslosigkeit, die Lebensmittel seien sogar noch teurer geworden. Und die neuen Machthaber schieben sich die Posten weiterhin untereinander genauso zu, wie deren Vorgänger. Deshalb spricht Mongi auch von der „geklauten Revolution." Es sei die Revolution des Volkes gewesen, nicht die der Opposition oder von Islamisten. Diese hätten sich die Revolution einfach zu eigen gemacht, ohne das Volk zu fragen, so der Kindergärtner. Und er glaubt: „Es kocht wieder in Tunesien, ich denke, es wird deshalb zu einer weiteren Revolution kommen."

Doch selbst dann würde er wahrscheinlich nicht zurückkehren. Mongi möchte mit seiner Frau eine Familie gründen. In Bremen, nicht auf Djerba. „Ich kann hier alles werden. Ich kann hier alles sein. Das will ich meinen Kindern auch ermöglichen." Der Nordafrikaner genießt die Freiheit in seinem neuen Zuhause, welches aber nicht seine Heimat ist: „Das wird immer Tunesien bleiben."

„Ich bete zu Allah und sie zu Gott. Wo ist das Problem?"

Auch der alltägliche Rassismus auf der Straße oder im Supermarkt bringt ihn nicht von seiner Meinung ab. Er lächelt, wenn er sagt: „Weißt du, es bringt doch nichts, sich darüber aufzuregen. Diese Sache bleibt für immer. Wie lange ist der Faschismus in Deutschland besiegt? Und die Rassisten gibt es immer noch. Die gab es auch in Tunesien. Ich lasse mich in meiner Freiheit aber nicht beschränken und sage meine Meinung. Und hier kann ich es auch." Dass seine Frau gläubige Katholikin ist stellt für den freiheitsliebenden Moslem im Übrigen auch überhaupt kein Problem dar, im Gegenteil: „Ich habe Respekt vor Menschen, die an Gott glauben. Ich bete zu Allah und sie zu Gott. Wo ist das Problem?"

Seinen persönlichen Traum von Freiheit lebt Mongi, von der Freiheit für seine Heimat träumt er weiterhin.

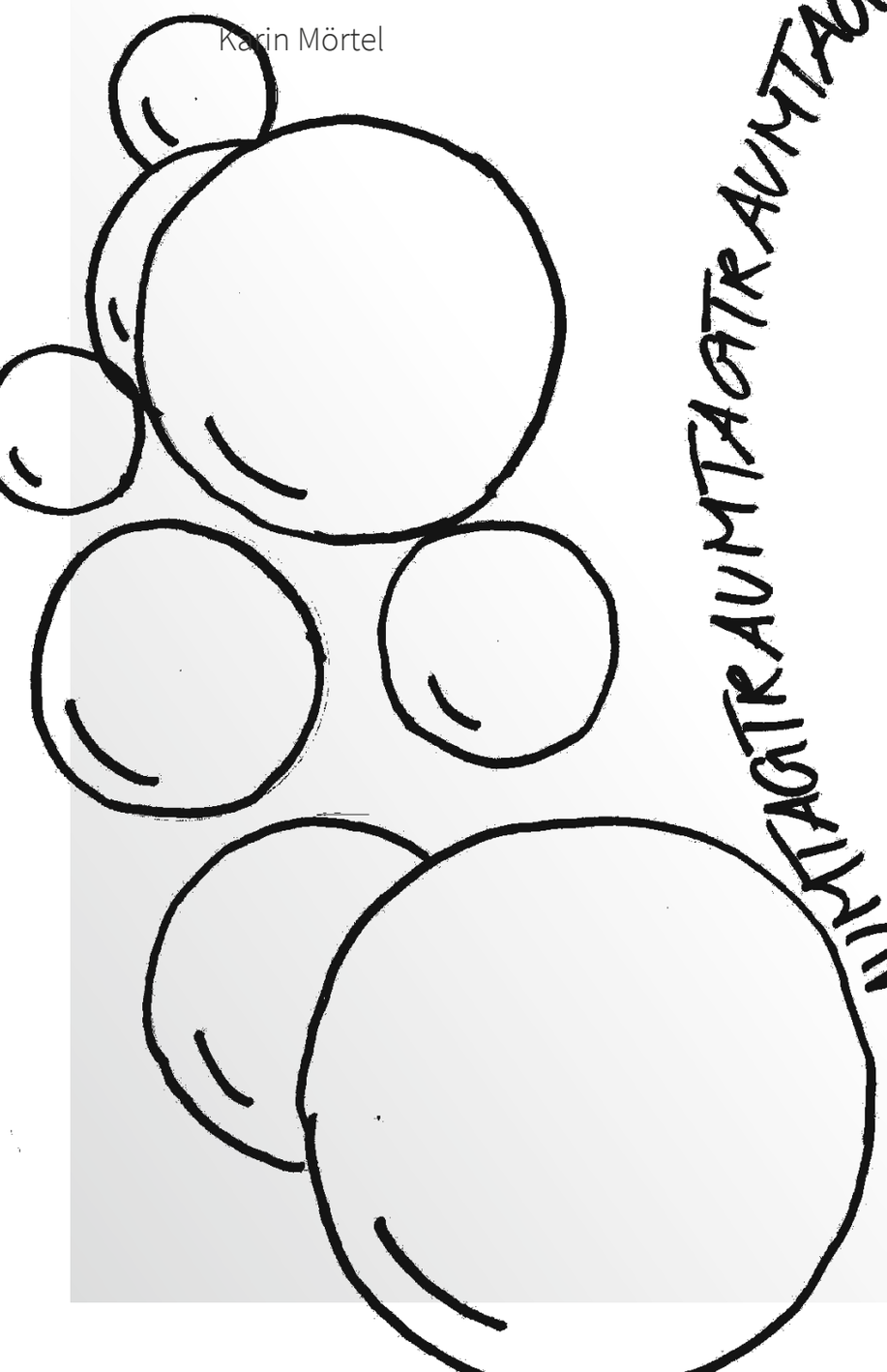
Foto: Martin Märtens

„Der Traum ist der beste Beweis dafür, dass wir nicht so fest in unsere Haut eingeschlossen sind, als es scheint.“

Friedrich Hebbel

Gedanken aus der Seifenblase

Karin Mörtel



Träume, die nicht mehr im Schlafe vorkommen,
tagsüber in anderen Welten sein.
Die Wünsche sehen, doch nur verschwommen,
die Wirklichkeit nur noch ganz klein.

Mein Mut klebt der Fantasie ein paar Flügel an
und richtet den Blick auf unerreichbare Ferne.
Und los geht die ziellose Reise.
Ich wusste schon immer, dass ich fliegen kann.

Ich bin Superheld der verlorenen Seelen,
kann schwerelos schweben anstatt nur träge zu gehen.
Bekämpfe Bösewichte, stille Hungersnöte,
und weine und liebe und lache und töte
die Angst.

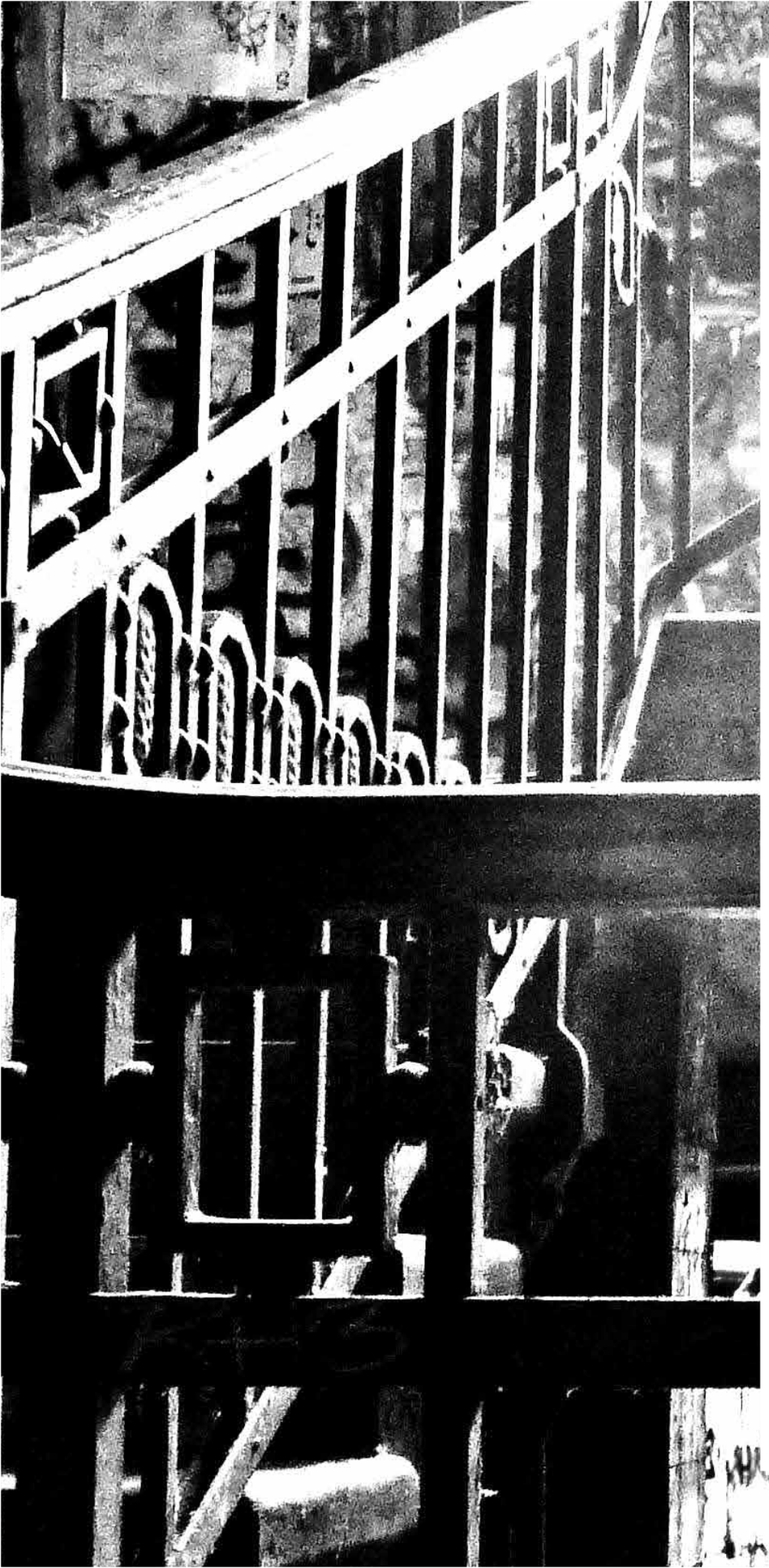
Diese Hintertür ist mir nie verschlossen,
ist mein Fluchtweg, meine Auszeit, meine Hoffnung
und meine Kampfansage an Zwänge und Gleichmacherei:
Hütet euch, denn ich bin frei.

Illustration: Karin Mörtel

Gestaltung: www.ire-bremen.de

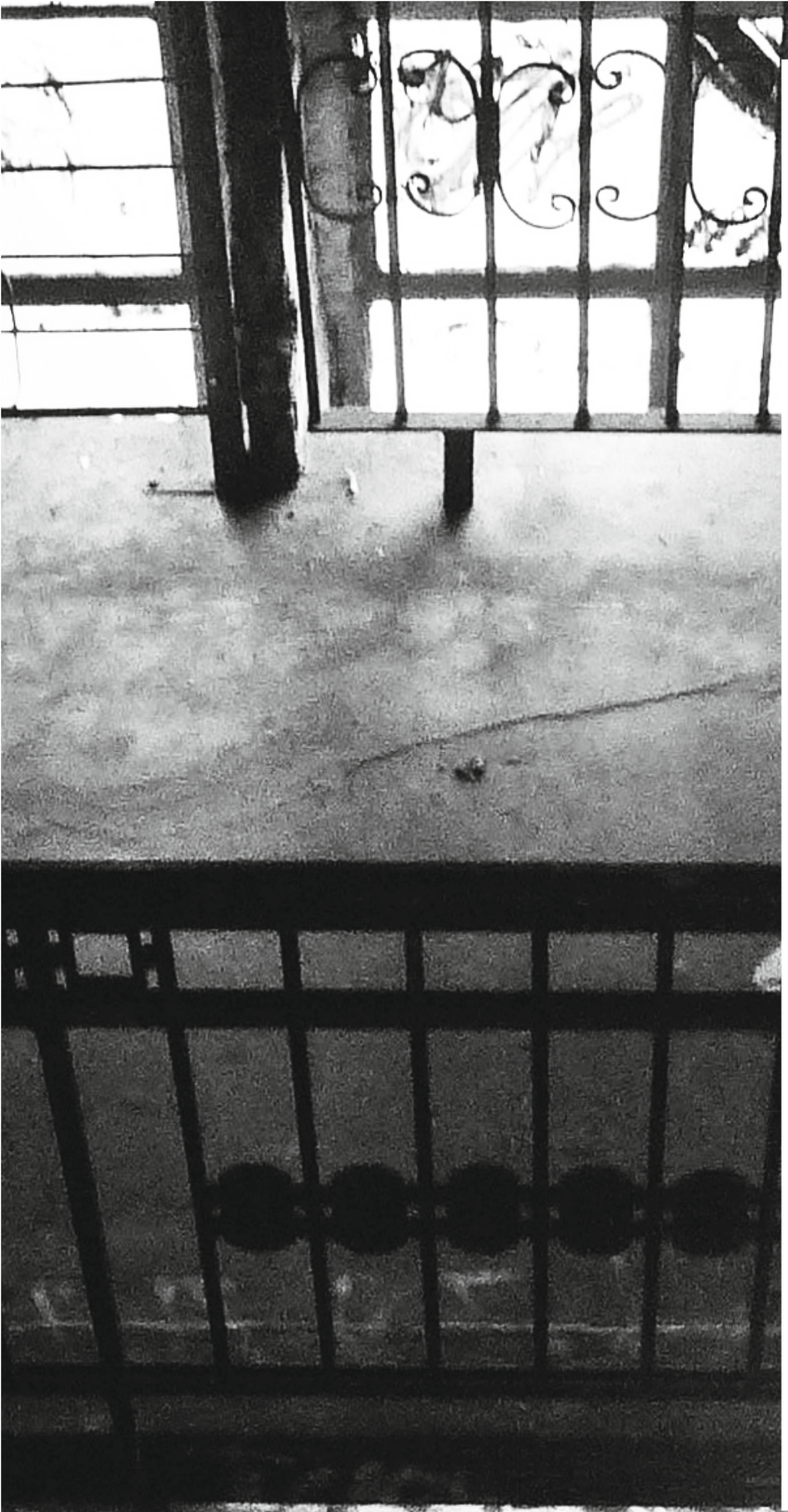
„Auch den letzten Traum zerstört das Fernsehen: Es ist kein Vorteil mehr, Analphabet zu sein.“

Hans-Joachim Kulenkampff



Blind träumen

Steffi Urban



Es brennt im Haus. Als einziger Fluchtweg bleibt die Treppe. Sie liegt klar und deutlich vor Joachim Steinbrück. Er sieht das Geländer und die Stufen. Doch statt mit festem Blick hinunterzulaufen, tastet er sich vorsichtig - wie blind - hinab. Es ist ein bemerkenswerter Traum, denn der 58-Jährige kann zwar in seinen nächtlichen Fiktionen sehen, hat aber tatsächlich mit 15 Jahren sein Augenlicht verloren.

Joachim Steinbrück, seit 2005 Bremens Landesbehindertenbeauftragter, sitzt in seinem Büro. Die Fenster sind weit geöffnet. Die Sonne scheint hinein. An den Wänden hängen drei Bilder, sie zeigen düster-verschwommene Landschaften. Es könnten geradezu Traumbilder sein. Mit traumwandlerischer Sicherheit bewegt er sich durch den Raum, holt Kaffee und gibt am helllichten Tag einen Einblick - nicht nur in seine Traumwelten.

„Ich träume sehr gern, aber eher selten, oder besser gesagt: ich erinnere mich selten an meine Träume“, erzählt der promovierte Jurist. Aber wenn er im Urlaub und an Wochenenden aufwacht, weiß er oft noch, was sich nachts in seinem Kopf abgespielt hat. „Wenn ich Stress habe, dann schlafe ich sehr knapp. Da bleibt offenbar keine Zeit für Erinnerungen.“ Es kann vorkommen, dass er in seinen Träumen nichts sieht. Aber häufig sind es Bilder, die er wahrnimmt. „Ich kann natürlich nur für mich sprechen. Die Frage, wie Menschen träumen, die von Geburt an blind sind, kann ich nicht beantworten“, sagt er.

Die Wissenschaft hat darauf inzwischen ein paar Antworten gefunden. So haben etwa portugiesische Forscher in einem Experiment Kinder aus der sogenannten REM-Schlafphase geweckt. In dieser kann man sich am besten an seine Träume erinnern. Die Testpersonen - Mädchen und Jungen, die von Geburt an blind sind - wurden dann aufgefordert, zu zeichnen, was sie geträumt haben. Und tatsächlich brachten sie Dinge zu Papier, die zum Beispiel wie Häuser aussahen. Dies funktionierte allerdings nur bei Kindern, die trotz ihrer Blindheit zeichnen konnten. Erklärt wird dieses Phänomen mit einer erhöhten Aktivität der visuellen Hirnrinde.

Auch Blinde, die früher einmal sehen konnten, träumen nicht zwangsläufig in Bildern. Bei vielen verblasst im Laufe der Zeit die visuelle Vorstellungskraft. Bei Joachim Steinbrück ist das optische Gedächtnis über die Jahre erhalten geblieben. „Bis zu meinem

15. Lebensjahr konnte ich sehen, wenn auch eingeschränkt.“ In dieser Zeit hat er sehr viel gelesen. „Das vermisse ich sehr. Hörbücher sind auch toll, aber beim Lesen konnte ich noch mehr meinen eigenen Film dazu drehen“, sagt er und fügt hinzu: „Damals war nicht klar, ob ich ganz erblinden würde.“ Als es dann passierte, hat es ihn nicht aus der Bahn geworfen. „Ich bin mit zwölf Jahren auf ein Internat mit blinden Schülern gekommen und habe gesehen, wie gut es ihnen trotz ihrer Einschränkung ging. Das war ein gutes Beispiel für mich.“

Noch heute, 43 Jahre später, visualisiert er in seinem Alltag viele Dinge. „Ich male mir Skizzen im Kopf, stelle mir Räume als Ganzes vor und weiß zum Beispiel, dass gerade links neben mir die Aktenschränke stehen, auch wenn ich sie noch nie gesehen habe.“ Diese Vorstellungen spiegeln sich in seinen Träumen wieder. „Doch auch wenn ich im Traum sehen kann, verhalte ich mich darin wie ein blinder Mensch, konzentriere mich aufs Tasten und Hören.“ Ein Beispiel dafür ist die nächtliche Episode vom brennenden Haus. Und dann gibt es da einen immer wiederkehrenden Traum: „Vor mir sehe ich das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald. Ein Gerüst aus Holz reicht bis zur Spitze. Ich klettere daran hoch. Doch je höher es geht, um so größer werden die Abstände der Sprossen. Viele von ihnen sind morsch. Ich steige in luftige Höhe, sehe den Wald unter mir – und komme nicht mehr hinunter, habe Angst abzustürzen.“

Stolperfallen des Alltag finden aber zu Steinbrücks Erleichterung nicht Eingang in seine Träume. „Das ist für mich ein gutes Zeichen“, sagt er. „Ich ärgere mich zum Beispiel maßlos über Hundekot, der gedankenlos liegengelassen wird.“ Andere Barrieren sind Fahrradlenker, Werbetafeln, die mitten auf dem Gehweg stehen und Baustellenschilder, die mit dem Blindenstock nicht zu ertasten sind. Geträumt hat er nie von solchen Situationen.

Was ihn allerdings bis in den Schlaf hinein verfolgt, ist seine Ungeduld. So führt die Blindheit dazu, dass vieles langsamer geht. „Ich kann mich zum Beispiel nicht einfach mal schnell von einem Ort zum anderen bewegen.“ Joachim Steinbrück behilft sich dabei mit einem zweiten, immer wiederkehrenden Traum, in dem das geht. „Ich fliege. Mit schnellen Schwimmbewegungen treibe ich durch die Luft. Das ist ein tolles Gefühl. Ich liebe dieses Schweben.“

Helfer und Wächter

Martin Märtens

Eigentlich ist Heide Nullmeyer Filmemacherin und Psychologin. Bei Dreharbeiten zu einem Film lernte sie 1990 die Traumforscherin Ortrud Grön kennen, freundete sich mit ihr an und lernte von ihr das Handwerk der Traumarbeit. Deren These, „die Natur als Gleichnis unserer Seele“ zu verstehen, hat sie fasziniert und überzeugt. Seit vielen Jahren gibt die heute 74-Jährige europaweit Seminare und hilft Menschen dabei, ihre Träume und damit auch sich selbst, besser zu erkennen.

Was sind Träume eigentlich?

Auf keinen Fall sind sie ein reines Nervengewitter. Ich glaube, dass Träume dazu da sind, uns auf uns selbst aufmerksam zu machen. Sie sind Wegbegleiter zu einem zufriedeneren und glücklicheren Leben.

Inwiefern?

Jeder Traum ringt darum, ungelöste, widersprüchliche Gefühle auszudrücken und wenn möglich, aufzulösen. Meist haben die Bilder in der Regel etwas mit dem Alltag oder der Natur zu tun. Für Ortrud Grön wird die „ganze Natur zur Arche des Lebens". Die vier großen Lebensbereiche Wasser, Luft, Erde und Sonne mit ihren physikalischen und chemischen Gesetzen, haben, ihrer Auffassung nach, ihre Entsprechung in der menschlichen Seele. Um Ihnen einige Beispiele zu nennen: Während die Luft unsere Bewusstseinsentwicklung – unser Denken – darstellt, ist das Wasser mit unseren Gefühlen assoziiert. Der Kreislauf des Wassers in der Natur entspricht dem Kreislauf unserer Gefühle, die sich genauso klären müssen, wie das Wasser in der Natur. Und je nachdem, in welchem Zustand sich das Wasser im Traum zeigt, macht es deutlich, wie es in unserer Gefühlswelt zur Zeit aussieht. Trüb? Überschwemmt? Klar?

Gibt es so etwas auch bei anderen Dingen?

Wenn wir von Häusern oder Wohnungen träumen, wird uns deutlich gemacht, in welchen Räumen unsere Seele momentan wohnt. Sind die Zimmer möbliert oder müssen sie entrümpelt werden? Und wenn zum Beispiel ein Hund vorkommt, sollten wir uns fragen, ob wir uns selbst gegenüber treu sind. Ein Auto steht für unsere „Selbststeuerung". Wenn ich im Traum nicht bremsen kann, dann muss ich das „gleichnishaft" auf meinen Alltag beziehen und es als Warnung begreifen, vielleicht auch mal eine Pause einzulegen. Das ist jetzt alles sehr plakativ gesagt und bedarf der genauen Nachfrage, denn bei allem ist sowohl die sachlich-objektive Seite eines Bildes, als auch die persönlich-subjektive Assoziation des Träumers oder der Träumerin zu berücksichtigen. In den vielen Jahren, in denen ich jetzt mit Träumen arbeite, habe ich das alles als stimmig erfahren.

Zumeist erinnert man sich an eher negative Träume …

Durch seine Bilder zeigt mir der Traum, wo es noch etwas zu verändern gilt, um befreiter durchs Leben zu gehen. Häufig handelt es sich dabei um ein Ereignis des Vortages. Womit habe ich mich intensiv beschäftigt, wo falsch verhalten, wo war ich nicht im Einklang mit mir und meiner Umwelt?

Viele Menschen sprechen aber auch von immer wiederkehrenden Träumen.

Die gibt es natürlich auch und sie sind, glaube ich, ganz besondere Hinweise, die beachtet werden wollen. Eine liebevolle Warnung sozusagen. Sie weisen in der Regel darauf hin, dass etwas in meinem Inneren nicht in der Balance ist. Erst wenn man das Problem gelöst hat, hören die wiederkehrenden Träume auf.

Hieße das, wenn man ein von Grund auf zufriedener Mensch wäre, der mit sich komplett im Reinen ist, man nicht träumen würde?

(lacht) Ich glaube, so einen Menschen gibt es gar nicht, zumindest habe ich noch keinen getroffen. Aber mir werden im Traum auch positive Veränderungen aufgezeigt. Wenn mir zum Beispiel durch die Traumbilder eine Situation gespiegelt wird, die ich bewältigt habe. So als wollte der Traum mich ermutigen: „Schau, das hast Du geschafft."

Das Leben beeinflusst also unsere Träume. Beeinflussen unsere Träume auch unser Leben?

Ja, dann, wenn wir uns an Veränderungen heranwagen. Unsere Träume sind dazu da, damit es uns besser geht. Das Erkennen, dass etwas nicht stimmt, ist das eine; etwas dagegen zu tun, das heißt, zu handeln, das andere. Wenn man das aber ernst nimmt, werden wir belohnt, weil wir uns wohler fühlen. Insofern beeinflussen die Träume unser Leben entscheidend.

Kann man seine Träume während des Träumens beeinflussen?

Dazu gibt es unterschiedliche Meinungen. Wenn man zum Beispiel vor einem Verfolger im Traum flieht und sich vornimmt, dass man ihn erkennen oder bekämpfen will. Das funktioniert. Wenn Personen erscheinen, dann handelt es sich in der Regel dabei um Anteile von mir, die sich in der Person widerspiegeln.

Können Sie das näher erklären?

Wenn beispielsweise ein Verwandter auftaucht, den ich mehrere Jahre nicht gesehen habe oder der vielleicht schon gar nicht mehr lebt, stellt sich die Frage, was mich persönlich mit diesem Verwandten verbindet. Welche Eigenschaften hat er und was könnte das mit mir selbst zu tun haben. Und dann habe ich schon oft in meinen Seminaren erlebt, dass genau die Eigenschaften, die ich an der Person nicht mag, auch die meinen sind.

Und wenn keine Person, sondern ein Löwe auftaucht, der einen verfolgt?

Dann muss man gucken, was genau das Wesen des Löwen ist. Was könnte dieser Löwe mit mir zu tun haben. Verhalte ich mich so souverän wie ein Löwe? Wie sozial, wie kraftvoll bin ich? Oder auch nicht. Kommt er zum Beispiel aggressiv auf mich zu? Oder ist er schwach und kränklich? Tiere schildern im Traum unser „emotionales Verhalten“. Und immer wieder kommt es auf den Vortag an. In welcher Situation habe ich mich wie ein Löwe (so souverän und sozial oder auch nicht) emotional verhalten? Man muss jedes Bild gleichnishaft verstehen. Zudem spielt es auch noch eine große Rolle, wie der Traum aufgebaut ist.

Inwiefern spielt der Aufbau eine Rolle?

Im ersten Teil eines Traumes wird ein Problemumfeld beschrieben, gefolgt von der Frage, wie ich mit dem Problem umgehe. Dann erst folgen Lösungsschritte. Erstaunlicherweise ist das sehr systematisch aufgebaut.

Wie lange dauern Träume?

Das sollten Sie lieber einen Schlafforscher fragen. Ich kann nur von den Ergebnissen sprechen. Meine Erfahrung ist: je problembeladener die Menschen sind, desto mehr Bilder träumen sie. Werden die Probleme weniger, werden die Träume kürzer und auch deutlich prägnanter. So als würde der Traum darauf hinweisen, wo es noch einer Lösung bedarf. Manchmal ist es auch nur ein Satz, der ein Lebensproblem aufzeigt.

Macht es Sinn, seine Träume aufzuschreiben?

Auf jeden Fall. Es gibt Menschen, die ihre Träume zwar aufgeschrieben, aber zehn Jahre lang nicht beachtet haben. Wenn sie dann rückblickend auf ihre Träume gucken, wird ihnen in der Regel so manches klar, vorausgesetzt, sie haben sich mit der Gleichnissprache der Träume vertraut gemacht.

Wie kann man Träume deuten?

Ich halte das Wort „deuten“ in diesem Zusammenhang für schwierig. Traumarbeit, so wie ich sie verstehe, ist eine Spurensuche mit der- oder demjenigen, der geträumt hat. Ich finde es fahrlässig, in irgendwelchen Büchern nachzuschauen, was der Traum bedeuten könnte. Um den Traum in seiner ganzen Tiefe zu verstehen, muss immer die sachliche Seite eines Bildes mit den Assozi-

ationen der Träumerin, des Träumers verbunden werden. Beides gehört zusammen.

Ihr Fazit zu Träumen?

Träume sind individuelle Antworten auf seelische Prozesse. Sie haben häufig einen Bezug zu der Phase in der Kindheit, in der Ängste und Schutzhaltungen entstanden sind. Als erwachsener Mensch hindern uns diese unbewusst gebliebenen Reaktionen und Lebensmuster, uns frei zu fühlen. Träume wollen uns helfen, das zu erkennen. Und wenn man die Bilder nach und nach verstehen lernt, kann man sie als Helfer und Wächter begreifen, die unser Leben positiv begleiten.

Traumarbeiten

Beispiele aus Traumseminaren
und einzelnen Arbeiten
von Heide Nullmeyer und Ortrud Grön.

Ein Mann treibt auf einem Stuhl im Meer

MEER

Der Träumer stand real vor der Frage, seinen Beruf zu wechseln.

1. Ich saß auf einem Stuhl und paddelte mit ihm auf dem Meer. Ich wurde von hinten von einem Mann ohne Kopf – einem Torso – umklammert

2. Es kamen Strudel. Ich kämpfte gegen sie an und kam aus ihnen heraus und gewann das Land.

3. Aber am Land erwarteten mich feindliche Krieger und schossen auf mich mit Pfeilen.

Zur 1. Traumszene:
Welche Irrfahrt! Der Träumer machte sich offenbar nicht bewusst, ob der Berufswechsel seine Bedürfnisse befriedigen könnte. Auf den Wellen unbewusst drängender Gefühle (Meer) lässt er sich auf einem Stuhl nieder – ein Zeichen dafür, dass er sich auf ungeklärte Vorstellungen einlassen will. Dabei merkt er nicht, dass er kopflos handelt, wie der ihn von hinten umklammernde Torso zeigt.

Zur 2. Traumszene:
So paddelt er seinem neuen Ziel entschlossen und blind entgegen.

Zur 3. Traumszene:
Der Traum sagt ihm, dass er zwar Land erreicht, warnt ihn aber gleichzeitig, dass er auf diese Weise an einem lebensfeindlichen Ufer landen wird.

Beeindruckt von der Schärfe der Bilder nahm der Träumer die Warnung an und verwarf seine Absicht.

Kleines Mädchen auf goldenem Dach

Wie ein Mensch seine ursprüngliche Kreativität verlieren kann, schildert der Traum einer Frau, den sie in ihrer Kindheit im Alter zwischen vier und sechs Jahren immer wieder träumte:

1. Ich sitze rittlings auf dem Dachfirst. Das Dach ist sehr steil, riesig und mit goldenen Schindeln bedeckt.

2. Ringsherum ist alles ganz und gar dunkel. Ich hole auch mein rechtes Bein auf die linke Seite und versuche, herab zu klettern

3. Ich rutsche aus, kann mich nicht mehr festhalten. Ich falle. Erst mit Schrecken, dann geht der Schreck in ein unheimlich wohliges Geborgenheitsgefühl über.

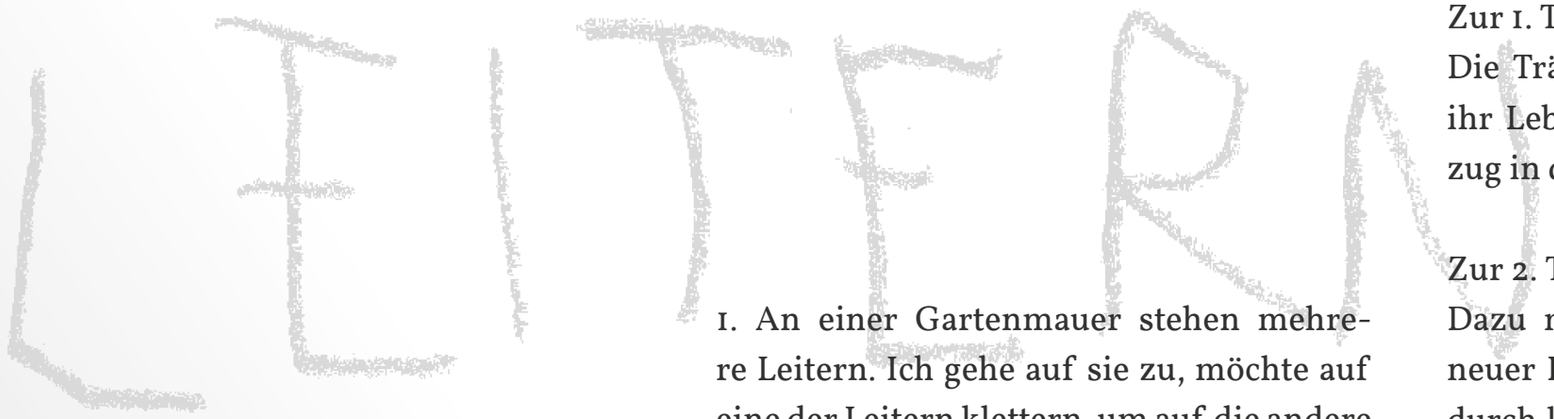
1: Sie sitzt als 4- bis 6-Jährige voller Unbekümmertheit wie ein Reiter auf ihrem Lebenshaus – hoch auf dem Dachfirst ihrer kreativen Freude, das ganze Dach voll goldener Schindeln als Zeichen ihrer schöpferischen Phantasie.

2: Doch um sie herum war alles dunkel, denn die Eltern lebten in ständigem Streit miteinander. Aus Angst, die Familie könnte durch den Streit auseinanderfliegen, versuchte sie, den Eltern alles recht zu machen und passte sich der Familie an, um so zum Frieden beizutragen. Wir sehen, wie sie ganz bewusst diesem Gefühl folgt, indem sie ihr rechtes Bein über ihr linkes Bein schlägt, um den Weg zu den Eltern zu finden - links ist die Seite der Gefühle und rechts die Seite der Bewusstheit.

3: Doch dabei verliert sie den Kontakt zu ihrer kreativen Phantasie, sie rutscht ab in die Dunkelheit einer freudlosen Familie, um sich in der mütterlichen Fürsorge Wärmen zu können.

Längst erwachsen geworden, hat sie ihre Anpassungsstrategie durchschauen gelernt. Sie hat einen Neubeginn als Künstlerin gewagt und sich in Ausstellungen der Öffentlichkeit gezeigt.

Umfallende Leitern



Eine Frau erzählte: „Mein Leben schleicht dahin, ich stehe morgens ohne Hoffnung auf und gehe abends hoffnungslos und verzweifelt zu Bett. Dazwischen gibt es zwar kurze Momente, in denen mir – wie ein schwacher Lichtschein – etwas aufdämmert – ein Gedanke, dass ich etwas ändern muss, um aus dieser Situation herauszukommen. Aber dieser Gedanke entgleitet mir schnell wieder. In diesem hoffnungslosen Zustand träumte ich:

1. An einer Gartenmauer stehen mehrere Leitern. Ich gehe auf sie zu, möchte auf eine der Leitern klettern, um auf die andere Seite sehen zu können.

2. Aber jedes Mal, wenn ich am Fuß einer Leiter angekommen bin, fällt sie um. Nur mehr eine Leiter ist übrig.

3. Erst jetzt bemerke ich, dass auf der Mauer Vögel sitzen. Als ich mich der letzten Leiter nähere, fällt auch sie um. Die Vögel fliegen erschrocken auf und sind schnell in alle Winde zerstoben.

Zur 1. Traumszene:
Die Träumerin will die Leiter nutzen, um ihr Leben hinter der Schutzmauer „Rückzug in die Einsamkeit“ zu erkennen.

Zur 2. Traumszene:
Dazu müsste sie Sprosse für Sprosse zu neuer Bewusstwerdung gelangen. Nur dadurch kann sie die Übersicht für ein neues Leben gewinnen. Doch wir sehen in diesem Traum, wie eine Leiter nach der anderen in dem Gefühl dumpfer Aussichtslosigkeit umfällt. Alle Ansätze, aus dem Dämmerzustand herauszufinden, reichen nicht aus.

Zur 3. Traumszene:
Und so flogen alle Vögel, die sich schon für die Selbstbefreiungswünsche der Träumerin versammelt hatten, erschrocken wieder davon.

Junge Schwalben

SCHWALBEN

Nach einer Reihe weiterer Träume, die ihr bewusst gemacht hatten, dass sie eine Schamangst um ihre Lebendigkeit brachte, träumte die gleiche Frau, die von den umfallenden Leitern geträumt hatte:

1. Es beginnt hell zu werden und ich stelle fest, dass ich in einem Innenhof stehe.

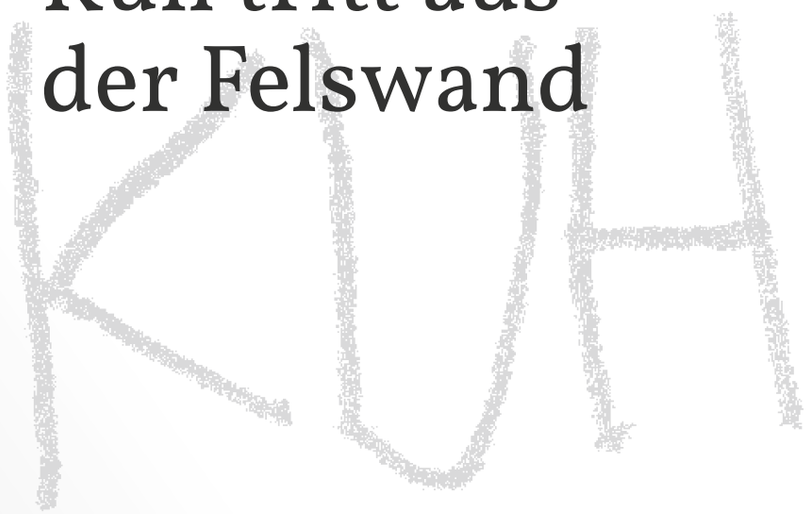
2. Überall an den Wänden entdecke ich Vogelnester - Schwalbennester -, die bis unters Dach reichen und von Schwalben umschwirrt sind.

3. Ich sehe, wie sie ihre Jungen füttern, die aufgeregt zwitschern.

Einer der gewandtesten Flieger unter den Vögeln – die Schwalbe – spiegelt der Träumerin, wie erfolgreich sie ihren Weg in die Selbstbefreiung gefunden hat.

Mit ihren langen schmalen Flügeln und dem gabelförmigen Schwanz, der als Steuer dient, ist die Schwalbe einer der schnellsten und gewandtesten Flieger unter den Vögeln. Im pfeilschnellen Flug schießt sie sicher durch Mauerlücken, Torbögen und Stallfenster. Selbst das Trinken und Baden besorgt sie im Flug, wenn sie über dem Wasserspiegel dahinstreicht. Ein wunderschönes Gleichnis für die Freiheit, die uns innewohnt, wenn wir über das siegen, was uns als Kind angetan wurde.

Kuh tritt aus der Felswand



Uns allen wurde in der Kindheit etwas angetan, und wir alle tun unseren Kindern etwas an - oft ohne es zu merken. Unsere »Erbsünde« ist es, nicht tief genug zu begreifen, wie Leben gelebt wird. Daraus können wir uns erlösen, indem wir aufmerksam auf den Wechsel zwischen befriedigten und unbefriedigten Gefühlen in uns achten. Wenn wir beginnen, den uns angetanen Schmerz zu fühlen und zu beweinen und ihn nicht mehr verdrängen, fängt der Stein in uns an zu schmelzen. Dann wächst frisches Grün auf unserer Lebenswiese. Während einer solch beginnenden Liebe zur Selbstbefreiung träumte eine Patientin

1. Ich sah eine Kuh, die aus einer Felswand heraustrat.

2. Es sah so aus, als ob sie weint.

3. Doch dann fing ihr Auge an zu leuchten

Das Bild aus dem alten Ägypten schildert diesen Entwicklungsschritt. bei dem die Kuh aus der Felswand heraus in blühendes Schilf tritt.

Die Träumerin hatte begonnen, ihren Schmerz zuzulassen. ihre unbefriedigende Lebenssituation zu beweinen und »wiederzukäuen«. Dabei begann sie sich aus ihrer Versteinerung zu lösen und neue Hoffnung zu schöpfen.

„Is a dream a lie if it don‘t come true, or is it something worse?"

Bruce Springsteen

Ich habe einen Traum

oder:
Und wieder wehen die Mäntel

Frank Schümann

Was haben wir für Träume, Erwartungen, Hoffnungen.

Wir wollen einen guten Job mit gutem Verdienst, möglichst den perfekten Partner; gute Arbeitszeiten, wenig Stress, tollen Urlaub, gutes Wetter; verlässliche Freunde, nette Nachbarn, ordentliches Essen und so weiter.

Ach ja, der Lottogewinn fehlt noch. - Ich will nur eins: hier raus und gesund werden! Leben!

Zwei Wochen vorher. Morgens um sieben, Krankenhaus St. Jürgen-Straße, Kieferklinik. Für den Sommer ist es zu dunkel draußen und kühl; mich stört das nicht. Ich bin erst seit wenigen Minuten wieder hier, hatte ein Freigangwochenende, so wie ich es für mich nenne; seit sechs Wochen bin ich schwerpunktmäßig im Krankenhaus, und jetzt durfte ich für zwei Tage nach Hause. Eine weitere Gewebeprobe wollten sie untersuchen, und heute soll ich das Ergebnis bekommen. Ich bin einigermaßen zuversichtlich, wenn man so etwas in einer Phase des Wartens überhaupt sein kann; ich rechne damit, dass sie wieder nichts gefunden haben und neue Therapievorschläge machen.

Die Tür geht auf, die weißen Kittel kommen herein. Visite. Der Chef als Erster, mit wehendem Mantel, seine Assistenzärzte folgen – fast spüre ich den Windzug noch, als sie vor mir stehen. Ich will einen Spruch machen, sehe aber, dass dem Professor überhaupt nicht danach ist. „Guten Morgen", sagt er, gibt mir die Hand und konstatiert knapp: „Wir haben ein Karzinom unter der Zunge entdeckt, wir werden Sie morgen operieren. Möglichst früh, damit Sie nicht solange warten müssen. Wahrscheinlich um acht. Es handelt sich um Mundhöhlenkrebs. Wir werden auch die Lymphe untersuchen, um herauszufinden, ob er gestreut hat." Ich schlucke. Er fährt fort: „Es kann sein, dass wir große Teile der Zunge entfernen müssen. Ich werde am späten Vormittag noch einmal zu Ihnen kommen, um Details zu besprechen. Einen Termin beim Anästhesisten bekommen sie in Kürze von der Stationsschwester."

Ich schaue ihn an, mit immer größeren Augen. Erstaunlicherweise bin ich ruhig; bin ich geschockt, bin ich erleichtert? Wahrscheinlich beides. Ich stelle Fragen, er antwortet; dann gehen sie ab. Der Chef vorneweg, die Assistenten hinterher, wie gehabt; und wieder wehen die Mäntel. Ich bin alleine in meinem Zimmer. Stille. Mein Leben läuft vor meinen Augen noch einmal ab – der Klassiker. Ich bin im Kindergarten, will Astronaut werden, weil Neil Armstrong gerade den Mond betreten hat. Im Skiurlaub mit den Eltern, komme mit blutender Nase ins Hotel, weil mir die Piste zu langsam war und ich die Liftspur herunter rasen wollte. Ich habe die erste Freundin, mache Abi, werde Journalist. Drehe mich im winterlichen Kirchlengern mit meinem Kadett zweimal um die Achse und bleibe unverletzt in Fahrtrichtung stehen. Und weiter im Schnelldurchlauf.

Dann bin ich wieder bei mir. Wach. Und ruhig. Und klar. Ich schaue mich um, stehe auf und betrachte mich im Spiegel. Minutenlang stehe ich davor, um dann zu sagen: „Endlich." Ja, endlich habe ich Gewißheit, dass das, was seit Monaten unausgesprochen über mir schwebte, eingetreten ist. Vor Monaten hatte man große weiße Stellen bei mir im Mund zu entfernen versucht; Leukoplakie, die immer wieder auftauchte, gewissermaßen „nachwuchs" nach jeder OP, die jedes Mal große Schmerzen beim Essen und Sprechen nach sich zog. Die mich in zahlreiche Arztpraxen brachte, mir einen Facharzt-Wechsel aufzwang und mich schließlich ins Krankenhaus führte, wo mich die Ärzte Tag für Tag, Woche für Woche untersucht hatten – an allen erdenklichen und auch nicht erdenklichen Stellen. Von Anfang an war dieses Damoklesschwert über mir gewesen, ohne sichtbar zu werden; dieses Fünf-Buchstaben-Wort war seit zwölf Wochen greifbar, aber niemand sprach es aus – bis gerade eben.

Ich blicke auf die Uhr, weiß plötzlich, was zu tun ist – vieles, und nicht unbedingt angenehmes. Die Lähmung der letzten Wochen fällt von mir ab, ich bin aktiv; mache einen Zettel, auf dem steht, wen ich alles anrufen muss, an was ich zu denken haben.

Ich werde Schläuche im Mund haben, also brauche ich weite T-Shirts. Einen Morgenmantel. Neue, weiche Zahnbürsten, falls sie mich in den ersten Tagen überhaupt aus dem Bett und an den Mund lassen. Zusätzliche Schmerzmittel, falls ich wieder eine der üblen Nachtschwestern bekomme, die mir keine Pillen geben will, wenn ich sie brauche. Die Verabredungen der nächsten Wochen, die ohnehin nur Krankenhausbesuche gewesen wären – absagen. Und das Wichtigste, das Schwierigste: Jetzt meine Lieben informieren, die, die mir am Wichtigsten, die am Nächsten dran sind.

Und natürlich das Theater. Damit beginne ich. Ich erwarte, dass all die Menschen, die ich jetzt anrufen werde, genauso cool mit der Nachricht umgehen werden wie ich denke, dass ich es bin. Sie waren so stark in den letzten Wochen, haben mir solch eine Kraft gegeben. Aber ich täusche mich.

Der Betriebsdirektor des Theaters ist der Erste – ein Freund, das macht es leichter. Martin reagiert professionell wie immer; dennoch – er wirkt geschockt, kurzzeitig. Dann fasst er sich und fragt: „Willst Du heute Leute sehen?“ Ich zögere, darüber habe ich noch nicht nachgedacht; ich sage ja. „Gut“, sagt Martin; wir verabreden uns für den Nachmittag. Das Gespräch war irgendwie schwerer als vorher angenommen, denke ich noch; und doch war es nur der Anfang. Martin hat sich gut gehalten. Ich telefoniere mit meiner Mutter, dann mit einer Freundin, die sich in den letzten Wochen so fantastisch um mich gekümmert hat. Dann mit der Frau, mit der ich in den letzten Wochen eine Art Verhältnis hatte, ohne es offen zu leben. Sie brechen alle drei mehr oder minder zusammen; sie weinen, damit habe ich nicht gerechnet. Ich weine nicht, zu meinem eigenen Erstaunen. Ich tröste sie. Sie wollen mich alle heute noch einmal sehen. Ich verabrede mich aber nur mit Birgit, sage ihr, dass ich ab morgen wahrscheinlich nicht mehr küssen kann. Sie sagt nichts, aber ich weiß, dass sie schluckt. Mit meinen Eltern mache ich ab, dass sie morgen kommen, mit Petra ebenfalls; Petra wird da sein, wenn ich aufwache, und meine Eltern informieren und den Rest des Freundeskreises, der in einem Mailverteiler zusammengefasst ist, der immer größer wird. Ich lege nach dem dritten Gespräch auf und puste erst einmal durch; es ist soweit alles organisiert. Ich führe noch weitere Gespräche, schreibe SMS und frage die Stationsschwester zwischendurch immer nach den nächste Arztterminen.

Der Chefarzt erscheint noch einmal, ich gehe zum Anästhesisten; nachmittags kommt Martin mit drei weiteren Freunden vom Theater; ich habe den Betriebsdirektor, den Marketingchef, den Lichtchef und den Chefdramaturgen auf meiner Heizung sitzen, und der schwarzen Krankenschwester fällt vor Schreck fast das Essenstablett aus der Hand, als sie die Szenerie erblickt – vier Vierziger auf einer kleiner Heizung, lachend und scherzend mit dem Typen, der morgen eine schwere OP hat; das ist zu viel für sie, kopfschüttelnd verlässt sie den Raum. Später kommt noch der Mann einer unserer Opernsängerinnen vorbei, der mir unbedingt etwas Gutes tun will – wir gehen zwischen den ganzen Arztgesprächen in das Krankenhausfoyer und essen eine Frikadelle – ich in dem Bewusstsein, dass es die letzte für sehr lange Zeit sein wird. Auf dem Weg nach oben begegne ich wieder der Krankenschwester; sie schüttelt die Kopf. Mir tun die Besuche gut.

Jetzt aber, am späten Nachmittag, bin ich alleine, und die Gedanken verschaffen sich Raum – was ist mit meiner Zunge? Werde ich sie morgen nach haben? Was meinen die Ärzte damit, wenn sie sagen, es könnte sein, dass sie einen großen Teil entfernen? Möglicherweise die ganze Zunge? Wer-

de ich jemals wieder sprechen können? Essen? Werde ich am Unterkiefer noch Zähne behalten? Und, sehr wichtig – werde ich jemals wieder küssen können? Ich verdränge die Gedanken – einmal küsse ich mit Sicherheit noch, denke ich trotzig, ich bekomme ja nachher noch Besuch. Zur Zerstreuung höre ich den Anrufbeantworter ab – zehn Minuten später denke ich, dass ich das besser nicht getan hätte. Die Nachricht hat sich herumgesprochen, viele Menschen wünschen mir mit belegter Stimme Glück – was mich einerseits freut, aber andererseits auch sehr meine Lage verdeutlicht.

Doch noch ist keine Zeit für schwere Gedanken, zwei Besuche stehen noch aus. Zuerst kommt Sanni, die ich auch noch angerufen hatte, um ihr zu sagen, was mir bevorsteht – doch Sanni, aktiv wie sie ist, lässt sich mit der Nachricht nicht abspeisen, sie kommt vorbei. Später wird sie dazu sagen: „Ich wollte Dich einfach noch mal sehen, Dich so in Erinnerung behalten,wie ich Dich kannte – denn wir wussten ja alle nicht, wie Du nach der OP aussehen würdest, wie es überhaupt weitergehen würde." Harter Tobak, ja – aber sie hatte Recht. Sie sprach das aus, was viele andere gedacht hatten – ich selbst auch.

Und dann – Birgit. Eine seltsame Begegnung. Hektisch, aufgeregt wirkt sie, drückt mich eng an sich, ruft, „was machst Du für Sachen". „Du kommst spät", sage ich, obwohl ich die Gründe dafür kenne. Dann erzähle ich ihr vom Tag; langsam weicht die Anspannung, die sich offenbar doch im Körper aufgestaut hatte.

„Wollen wir etwas gehen?"
„Ja."

Wir nehmen uns an die Hand, schauen uns an und ich weiß, dass es das letzte Mal sein wird, dass wir so innig miteinander sind – innig im Rahmen dessen, was ein Krankenhaus zulässt. Ich weiß, dass die Umstände nicht für uns sprechen, und es ist in Ordnung. Aber jetzt, jetzt ist sie da, und es ist gut, dass sie da ist.

Wir verlassen das Zimmer und durchfluten die Gänge mit unserer partiellen Gemeinsamkeit; ein seltenes Gut. Wir sehen Krankenschwestern, Ärzte, Patienten, Besucher; alle haben sie einen Grund, hier zu sein; manche gucken geschäftig, andere haben Schmerzen im Blick, wieder andere schauen auf die Uhr. Manche haben sichtbar Angst. Die Besucher mehr als die Patienten.

Und ich? Gehe mit einer Frau an der Hand in Richtung Ausgang, wissend, dass ich gleich zweifach einen letzten Kuss erleben werde… habe ich morgen noch eine Zunge….? Ich weiß es nicht. Ich nehme Birgit mit hinaus, es ist dunkel mittlerweile, die Besuchszeit neigt sich dem Ende entgegen; der Mond ist sichtbar, die Luft plötzlich milde; wir küssen uns, und ich fühle mich wie eine Ente, die in einem Bild von Edward Hopper an einer Bar sitzt. Es ist schön und doch… die gesamte Szenerie scheint unwirklich. Ich nehme Abschied. Nehme ich Abschied? So also fühlt er sich an, denke ich, der letzte Kuss.

Dann ist es vorbei, Birgit geht. Ich bin alleine.

Ich trete den Gang nach oben an, der plötzlich sehr schwer ist. Melde mich zurück auf der Station. Nehme den OP-Kittel und die Haube in Empfang. Jetzt kommen sie wieder, die Gedanken… mit aller Wucht.

Wie wird es weitergehen? Was werden sie machen morgen? Hat er schon gestreut, dieser verdammte Krebs? Werde ich meine Zunge fühlen, wenn ich aufwache? Und ganz profan… wird es sehr wehtun, wenn ich wach werde? Werde ich überhaupt wie-

der wach? Nein, weg mit der Angst, weg, weg… plötzlich sind da andere Gedanken, die sind noch stärker, klarer, heller, und die schreien mich geradezu an, nein, Du wirst nicht aufgeben, Du wirst leben… Ja, ich werde leben, noch lange, und ich werde kämpfen, oh verdammt, wie werde ich kämpfen. Ich weine und bete und doch habe ich ein Lächeln auf den Lippen, als die Tabletten Wirkung zeigen und ich schließlich im Schlaf versinke.

Der Tag der OP

Gut 20 Stunden später. Die Operation ist gut verlaufen. Ich bin morgens als erster dran gekommen, gut sechs Stunden haben sie mich operiert. Das Karzinom wurde entfernt, am Mundboden unter der Zunge. Ein Teil der Zunge musste raus, zum Glück kleiner als befürchtet, vom Unterkiefer blieben immerhin rechts noch vier Zähne. Die Lymphe haben sie geöffnet, ich habe großes Glück gehabt, der Krebs hat nicht gestreut. Das Loch im Mund haben sie mit Oberschenkelhaut gefüllt, so gut es ging; auf meinem Oberschenkel prangt ein tiefrotes Rechteck. Die frisch transplantierte Haut wird mit einem Plastik-Verband nach unten gedrückt, befestigt mit einem Draht, der durch das Gewebe am Kinn vorbei nach außen führt und dort befestigt wurde. Aus der Nase kommt eine Magensonde, ich hänge am Tropf, und unten baumelt ein Katheter. Aber alles ist gut gegangen, und das Schönste: ich werde weiter sprechen können. Und irgendwann auch wieder sprechen. Aber das weiß ich jetzt noch nicht, denn ich wache jetzt erst auf.

Als Erstes versuche ich im Mund, etwas zu ertasten. Es geht, ich fühle etwas….! Es scheint gut gegangen zu sein! Ich sehe die Freundin; reden kann ich noch nicht, ich versuche es, doch es kommt nur Gebrabbel. Aber Petra sieht beruhigt aus. Sie lächelt. Eine Krankenschwester betritt den Raum, es ist die nette Schwarze, die gestern schon hier war. Sie macht mir ein Victory-Zeichen. Morgen wird sie mir mit breitestem Lachen einen Handspiegel geben – ich erschrecke dann fürchterlich, denn ich sehe aus wie David Lynchs Elefantenmensch. Alles ist geschwollen, mein Kopf wird doppelt so breit aussehen. Sie wird dann lachen und mich beruhigen, sagen, dass es in 2-3 Tagen wieder besser sein wird. Sie hat Recht. Ich mag sie.

Ich bin froh, dass die OP vorbei ist, und ich weiß, dass es jetzt gut wird. Sprechen kann ich erst mal nicht, an Nahrung nehme ich über Wochen nur Flüssiges auf, aber es ist okay – denn, das erfahre ich sehr schnell, der Krebs hat nicht gestreut. Ich bin glücklich. Außerdem erfahre ich, dass das Sprechen sehr bald wieder möglich sein wird, dass ich ein bißchen Geduld brauche, die ich gerne aufbringe. Dass jetzt die Zeit der Schmerzen beginnt, dass ich Überlebensstrategien entwickle, um an meine nötige Rationen Tabletten zu kommen, dass ich zum Schnellschreiber werde, um mich irgendwie verständlich zu machen, dass ich nachts nicht schlafen kann, weil es so weh tut, dass mich die Sonde am Schlucken hindert – geschenkt. Es geht voran, das ist die Hauptsache. Mein Freund Jens versorgt mich mit neuen CD's, und auch alle anderen sind da – vor allem im Gesicht meiner Mutter erkenne ich, dass es bald besser sein wird. Es hat wieder Spuren der Zuversicht. Birgit kommt nicht mehr; aber das ist in Ordnung, denn ich weiß, bald werden wieder andere kommen.

Zwei Wochen nach der OP erscheint wieder der Professor, die wehenden Mäntel folgen. Der Körper habe die Transplantation angenommen, sagt er, und auch die Wunde am Oberschenkel verheilt gut. Ich kann nach Hause und in vier bis fünf Monaten wahrscheinlich auch wieder arbei-

ten. Wenngleich er meine Antwort auf seine Frage,was ich von Beruf sei – Pressesprecher – recht deftig kommentiert: „Das ist ein echter Scheiß-Beruf für das, was sie haben.“ Ich nehme es mit Humor, denn ich mag ihn, den Beruf; und den Professor mag ich auch. Hinter seiner trockenen, bisweilen derb wirkenden Art verbirgt sich ein akribisch arbeitender, äußerst gewissenhafter Mensch, der es einfach nur meisterhaft versteht, seine Sensibilität zu verbergen; denn die hat er, zweifelsohne. In einem dieser ruhigeren, intensiven Momente fragt er mich, ob ich mit all dem zurechtkomme; oh ja, sage ich, ich freue mich auf das, was kommt. Noch weiß ich nicht, dass einige Operationen folgen werden; dass ein Jahr vergehen wird, bis ich neue Zähne erhalte; dass auch der Prozess des Sprechen-Lernens sehr mühsam sein wird; aber ich glaube immer daran, dass ein normales Leben wieder möglich ist.

Einen Tag danach komme ich raus. Verlasse das Krankenhaus. Genieße den Wind. Die Menschen, die ich sehe. Atme die Freiheit. Ich denke diesen Satz und weiß, dass er völlig kitschig klingt. Und doch stimmt er, dieser Satz. . Ich bin wieder da. Und ich hab noch was vor. Oh ja, verdammt viel. Herr Doktor, ich hab da noch ‚nen Traum zu leben. Mindestens einen.

Martin Märtens
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach diversen journalistischen Stationen arbeitet er mittlerweile als Redaktionsleiter für ein Stadtmagazin. Das größte Hobby neben Fußball und Musik: die Salz- und Frischwasserangelei.

Sigrun Strangmann
Es war der 22. September des Jahres 1981, als Sigrun zur Welt kam. Heute arbeitet sie als freie Fotografin in Bremen und Oldenburg und hat ihren Schwerpunkt auf People Fotografie gesetzt, inszeniert aber auch gerne Stillleben und Food.

www.sigrunstrangmann.com

Peter Gough
wurde 1975 in Dublin geboren wo er Kommunikations-Design, studiert hat. Er arbeitet seit 1996 in Bremen als Designer. Neben seiner selbstständigen Arbeit ist er ehrenamtlich im Vorstand des Klub Dialog und Lehrender an der Hochschule Bremen.

www.ire-bremen.de

Steffi Urban
kam 1972 im Ostharz zur Welt. Nach dem Mauerfall schlug sie zunächst die Beamtenlaufbahn ein, ehe sie sich für eine journalistische Laufbahn entschied. Heute arbeitet sie als Redakteurin, ist leidenschaftliche Fotografin, Kinobesucherin, Norwegenbesucherin, Norwegischlernerin, Klavierspielerin sowie Konzertgängerin.

Matthias Höllings
Der Plan war anfangs, als Maurer oder Rennfahrer sein Geld zu verdienen. Als das so nicht klappte, wurde er zunächst Diplom-Sozialpädagoge, um dann anschließend, nach einigen Stationen bei Stadtillustrierten, als Pressesprecher bei der Stadthalle in Bremen zu landen. Dort arbeitet der heute 61-jährige Beatles-Fan und bekennende Zugfahrer noch immer, auch wenn die Halle mittlerweile ÖVB-Arena heißt.

Annica Müllenberg
ist 1979 geboren und arbeitet seit 2010 als Redakteurin in Bremen. Sie hat in Leipzig und Bremen Politikwissenschaften studiert und interessiert sich besonderes für Themen rund um Theater, Kunst und Kultur.

Kai Hennes
rockt … und erzählt dabei Geschichten. Witzig, provokant, skurril mit einer ordentlichen Portion Tiefsinn. Nur mit seiner Akustikgitarre, dazu deutschsprachigen Texten schafft er es das Publikum innerhalb weniger Momente in seinen Bann zu ziehen und aus der Bahn zu werfen. Reinhard Mey trifft Reinald Grebe trifft es fast, aber doch nicht ganz. Kai Hennes ist neu, ist eigen – eben ein moderner Liedermacher.

Julia Engelmann
wurde 1992 in Bremen geboren. Nach dem Abitur spielte sie zwei Jahre lang die Franziska Schubert in dem Daily Drama „Alles was zählt“ (RTL). Derzeit studiert sie Psychologie in Bremen und geht ihrem Hobby als Poetry-Slammerin nach.

Tobias Meyer
arbeitet in einer Medienagentur für verschiedene Publikationen. Nebenbei studiert er Internationale Fachjournalistik an der Hochschule Bremen im sechsten Semester. Ab Juli ist das mit 22 Jahren jüngste Mitglied unseres Kollektivs ausgebildeter Redakteur.

Karin Mörtel
(Jahrgang 1979) lebt und arbeitet als freie Journalistin in Bremen. Eine der folgenden Sachen hat sie nie erlebt: Fallschirmsprung aus 3500 Metern Höhe, zehn Jahre Blockflötenunterricht genossen, ein Tag in Las Vegas verheiratet gewesen.

Lasse Timm
1977 geboren, seitdem - trotz einjährigem Ausflug nach Rotenburg - mit Bremen verwachsen. Liebt Musik. Spielt Trompete bei den bekloppten Mönchen. Mag die Buchte sehr. Legt gern Platten auf und organisierte die letzten Jahre viele Konzerte und Partys. Der Text im BOM13 #3 ist seine erste schriftliche Veröffentlichung seit seinem Metalfanzine „Burnout“ Mitte der 90er. Sozialarbeiter im Jugendamt. Hatte zum Zeitpunkt des Fotos pfeifendes Drüsenfieber und trägt sonst ne Brille.

Chris Helmbrecht,
Jahrgang1971, lebt – nach Stationen in New York und Teneriffa – seit zehn Jahren in Moskau. Nach einer Karriere als Bundespolizist und als einer der besten Extrem-Snowboarder Deutschlands, betreibt er heute eine Kreativagentur und gehört zu den bekanntesten Partymachern und DJs der Stadt. Sein Blog auf stern.de über das wilde Leben in der russischen Metropole machte Furore.

Max Vähling,
besser bekannt als Jähling, ist Diplomsoziologe sowie freiberuflicher Autor, Zeichner und Webdesigner. Er zeichnet Comicserien wie „Monsterjägerin Conny Van Ehlsing“ und „Reception Man“ und veröffentlicht – neben seinem Eigenverlag Dreadful Gate Productions – in Magazinen und Anthologien quer durch die deutschsprachige Independent-Szene.

Laura Bohlmann
wurde 1989 geboren und kam wegen des Journalistik - Studiums nach Bremen. Seit einem halben Jahr versucht sie sich als freie Journalistin im Norden. Während ihres Auslandssemesters in Indien hat sie ihre Liebe für den Subkontinent entdeckt und wird ab Oktober ihren Master in „Modern Indian Studies“ in Göttingen beginnen. Danach träumt sie von einem Reporterdasein in Indien. Noch ist sie skeptisch ob des Erfolgs.

Ann-Kathrin Radtke
wurde 1983 in Eutin an der Ostsee geboren. Seit sie 2011 ihr Design-Studium an der Hochschule für Künste erfolgreich beendet hat, arbeitet sie freiberuflich als Illustratorin, Cartonistin und Schnellzeichnerin. Sie ist Mitbegründerin von 16zumoin und liebt es, zu animieren und Charakters zu entwickeln. Portrait-Zeichnen, Yoga und Tanzen sind ihre liebsten Hobbies.

www.ann-kathrin-radtke.com

Frank Schümann,
Jahrgang 1965, arbeitete als Redakteur unter anderem für das Delmenhorster Kreisblatt, das Westfalen-Blatt und Die Welt. Ist bekennender Rock-Fan, schrieb aber zwei Bücher über das Theater. Seit 2005 ist er als Pressesprecher für das Theater Bremen tätig.

Sven Förster
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach dem Studium der Sozialwissenschaften zog es ihn von Göttingen nach Frankfurt, wo er heute mit seiner Lebensgefährtin und seinen beiden Töchtern lebt.

Sönke Busch,
geboren 1980, Privatier und Schriftsteller. Nach der erfolgreichen Absolvierung seiner herausragenden Schullaufbahn studierte Sönke Busch Filmregie in Wien. Es folgten langjährigen Studienaufenthalten in Berlin, St. Tropez , New York und Internet. Bald schon zog es ihn jedoch zurück in seine Heimatstadt, um sich ausgiebigst den seltsamen Vorkommnissen dieser besten aller Städte zu widmen.

Sylvia Roth,
1972 im Schwarzwald geboren, wollte eigentlich Fahrradmechanikerin werden, studierte dann aber Musikwissenschaft und arbeitet seit elf Jahren als Operndramaturgin an verschiedenen Theatern dieser Republik. Sie liebt Kaugummiautomaten, Sushi, Tatort Münster und lebt trotz unstillbaren Heimwehs nach Lissabon gerne in Bremen.

Vanessa Salbert
beendet derzeit ihr Studium der internationalen Fachjournalistik an der Hochschule Bremen. Im April 1990 wurde sie in Delmenhorst geboren. Mit einem Zwischenstopp in London, arbeitet und lebt sie seit fünf Jahren in Bremen. Nebenbei schreibt sie für eine lokale Tageszeitung und einen Lifestyle-Blog.

Christian Rittershofer
lebt in Frankfurt/M. und ist Autor des Lexikons „Politik, Staat, Gesellschaft“ (Beck/dtv)

Viola Diem
ist in einem kleinen Dorf in Niedersachsen aufgewachsen. Dort hat sie fast ein Jahrzehnt bei Wind und Wetter Zeitungen verteilt, bis ihre eigenen Artikel irgendwann veröffentlicht wurden. Wie in alten Austräger-Zeiten ist auch heute das Fahrrad selbst bei Regen, Schnee und Sturm noch ihr liebstes Fortbewegungsmittel. Wenn sie im Haus sitzt, dann mit Freunden und Kaffee, zum Fußballschauen, Spanisch lernen oder Krimis lesen.

Andreas Schnell,
Jahrgang 1967, lebt und arbeitet in Bremen als freier Journalist. Seine Magisterarbeit schrieb er über Erich Mühsams Theaterstück „Die Freivermählten“.

Gianna Lange
hat Silvester knapp verpasst und kam Anfang 1988 in Bremen zur Welt. Sie studiert Internationale Fachjournalistik und fragt sich schon lange, ob ein Literaturstudium nicht besser gewesen wäre. Antwort: vielleicht. Das Auslandssemester in London wurde zum lang ersehnten Ausflug in die Welt des Films und der Literatur. Seitdem mussten die journalistischen den kreativen Texten weichen und sie schreibt, wie es ihr passt: auf Englisch, auf Deutsch, kurz, lang, bitter, süß.

Jörg Obernolte
kam 1970 in Lemgo im Kreis Lippe zur Welt. Der Diplom-Gestalter für Fotografie und Medien liest in seiner Freizeit gerne, versucht viel Zeit mit der Familie zu verbringen und liebt es, Kunst in seiner „Wunderkammer“ zu produzieren.

Sabine van Lessen
Am Meer geboren, schreibt am Fluss. Studium und Diplom der bildenden Kunst und Fotografie an der Hochschule für Künste in Bremen. In diesen Bereichen viele Preise und das, was man erfolgreich nennt. Seit 1998 fast ausschließlich der Literatur verschrieben. Charakteristisch für die literarische Arbeit ist die Lust an der Verknüpfung von Elementen aus unterschiedlichsten Kunstbereichen.

www.wortforschung.de

Harald Grobleben
schreibt und komponiert eigene Texte und Songs auf deutsch und englisch. Er ist seit 2009 mit verschiedenen Programmen auf den Kleinkunstbühnen der Republik unterwegs. Dabei bewegt er sich vom Bossa Nova über Chanson bis hin zum Folksong und Blues.

www.harald-grobleben.de

Yvonne Janetzke,
91 geb. in Bremen, studiert Kreatives Schreiben & Kulturjournalismus.

Sie mag Schildkröten, fließendes Wasser, Brücken und Zitrusfrüchte.

Svenja Blobel,
geboren 1992 in Wolfenbüttel, ist wegen ihrer Ausbildung zur Mediengestalterin im Februar 2013 nach Bremen gekommen. Neben der Arbeit im Betrieb hat sie, zusätzlich zu der Porträtfotografie, durch diverse Auslandsreisen ihre Leidenschaft für Reportage entdeckt und macht im Sommer einen Roadtrip durch Schottland, um Land und Leute besser kennenzulernen.

Sabrina Krämer
wurde 1984 in Siegen geboren. Nach ihrer Ausbildung und kurzem Zwischenstopp in Osnabrück studierte sie in Aachen Visuelle Kommunikation. Seit drei Jahren schlägt ihr Herz für den Norden. Sie arbeitet als Designerin in einer Bremer Agentur und für ihr eigenes kleines Label „binenschmiede“.

www.sabrina-kraemer.de

Impressum

Martin Märtens, Redaktion
Peter Gough, Gestaltung
Sigrun Strangmann, Fotografie
Jan Kranefeld, Programmierung
Steffi Urban, Redaktion & Fotografie
Matthias Höllings, Redaktion
Annica Müllenberg, Redaktion
Jörg Obernolte, Fotografie
Julia Engelmann, Redaktion
Tobias Meyer, Redaktion
Vanessa Salbert, Redaktion
Laura Bohlmann, Redaktion
Chris Helmbrecht, Redaktion
Max Vähling, Comic-Illustration
Ann-Kathrin Radtke, Titel-Illustration
Lasse Timm, Redaktion
Frank Schümann, Redaktion
Karin Mörtel, Redaktion
Sönke Busch, Redaktion
Josie Majetic, Redaktion
Harald Grobleben, Redaktion
Sven Förster, Redaktion
Felix Jongleur, Redaktion
Christian Rittershofer, Redaktion
Sylvia Roth, Redaktion
Andreas Schnell, Redaktion
Gianna Lange, Redaktion
Kai Hennes, Redaktion
Sabine van Lessen, Redaktion
Viola Diem, Redaktion
Yvonne Janetzke, Redaktion
Svenja Blobel, Illustration & Fotografie
Sabrina Krämer, Illustration

Kontakt: redaktion@bom13.de